

---

Paletschek, Sylvia,

Berufung und Geschlecht. Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert, in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel 2012, S. 307-352.

---

## Berufung und Geschlecht: Berufungswandel an bundesrepublikanischen Universitäten im 20. Jahrhundert

Sylvia Paletschek

Eine Betrachtung von Berufungen unter der Kategorie Geschlecht eignet sich in besonderem Masse dazu, gleichsam wie in einem Vergrößerungsspiegel, die soziale Bedingtheit von Berufungen aufzuzeigen. Diese werden bis heute von den an Berufungsverfahren Beteiligten wenig oder gar nicht reflektiert, besteht doch die unhinterfragte *illusio*<sup>1</sup> des akademischen Feldes darin, nach dem vermeintlich harten Kriterium der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit «die besten Köpfe» zu berufen. Bislang gibt es für das 19. und 20. Jahrhundert, d.h. die Phase der sogenannten modernen Universität, keine historische, quellenbasierte Untersuchung zur inhaltlichen Ausgestaltung und zum Wandel von Berufungskriterien. Bisher ist auch das Verhältnis von Berufung und Geschlecht in historischer Längsschnittperspektive nicht systematisch untersucht worden.

Berufungen unter Genderperspektive zu betrachten heisst nicht nur danach zu fragen, ab wann Frauen berufen oder wie sie ausgegrenzt wurden. Es bedeutet auch, zu analysieren, wie Vorstellungen von Männlichkeit seit dem Mittelalter mit Wissenschaft und Universitätsamt verbunden wurden. Das Thema ist also auch für Epochen vor der offiziellen Zulassung von Frauen zum Studium und zur Habilitation bzw. zum Hochschullehrerberuf aktuell. In der männlichen Kodierung des Professorenberufs haben sich unterschiedliche historische Traditionsstränge überlagert und bis heute ihre Spuren hinterlassen:

<sup>1</sup> Unter der *illusio* versteht Bourdieu den Glauben an den Sinn eines Spiels in einem bestimmten gesellschaftlichen Feld, beispielsweise der Wissenschaft, vgl. *Pierre Bourdieu und Loic Wacquant, Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996, S. 128. Die jeweilige *illusio* ist Voraussetzung, um sich in einem Feld zurechtzufinden und von den anderen Akteuren als zugehörig erkannt zu werden. Zur *illusio* im wissenschaftlichen Feld gehört die Überzeugung, dass die epistemische, «reine» Wissenschaft von sozialen Dimensionen unberührt sei, in der Stellenvergabe ein meritokratisches Prinzip walte und Leistung zum Erfolg in der Wissenschaft führe. Etablierte Akteure im Feld haben habituell verankerte Vorstellungen, was gute wissenschaftliche Arbeit ist und wer als Mitspieler anerkannt ist. Siehe hierzu: *Beate Kraus, Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt am Main 2000, S. 40.

so die religiös-zölibatäre Prägung des Gelehrtenberufs im Mittelalter<sup>2</sup>, die Verklammerung von universitärer Ausbildung und nur Männern zugänglichen Ämtern in Staat und Kirche oder die Imprägnierung von Universität und Wissenschaft durch das bürgerliche Geschlechtermodell des 19. Jahrhunderts. Die Universität war für Professoren nicht nur ein Ort der wissenschaftlichen, sondern stets auch der männlichen Bewährung: So ist beispielsweise im 19. Jahrhundert etwa vom «Männerkampf im Senat» die Rede. Häufig findet man eine semantische Feminisierung des stellenlosen Privatdozenten als wartende Braut, die ohnmächtig verharren muss, bis der mächtige Ordinarius auf sie aufmerksam wird: «Ich habe von alters her die Vorstellung: ein Privatdozent ist wie eine Braut, man muss sich um ihn bewerben, er selber darf es nicht tun...», so der Juraprofessor Rudolf von Ihering 1879. Georg Simmel sah den gescheiterten und «ewigen» Privatdozenten zur «Tragikomödie der alten Jungfer... verdammt»<sup>3</sup>. Erst die Anerkennung und Wahrnehmung durch andere Männer und das Einrücken in das Professorenamt machte den Privatdozenten zum wirklichen Mann.

Sieht man von einzelnen Vorläuferinnen im 18. Jahrhundert wie etwa der Bologneser Physikprofessorin Laura Bassi<sup>4</sup> ab, kamen die ersten Frauen in Europa erst seit Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts auf Professuren. In Deutschland wurden Frauen offiziell zwischen 1900 und 1909 zum Studium zugelassen<sup>5</sup>, habilitieren konnten sie seit

<sup>2</sup> *David Noble*, *A World without Women. The Christian Clerical Culture of Western Science*, Oxford 1993; *Bea Lundt*, *Zur Entstehung der Universität als Männerwelt*, in: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*, hg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt am Main 1996, S. 103–118.

<sup>3</sup> Zitiert nach *Martin Schmeiser*, *Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920*, Stuttgart 1994, S. 66f.

<sup>4</sup> Der Physikerin Laura Bassi (1711–1778) wurde 1732 der Doktorgrad verliehen und sie wurde zur Universitätsprofessorin ernannt. 1734 erfolgte ihre Aufnahme in die Bologneser Akademie, an der sie schliesslich als erste Frau an einer Akademie überhaupt 1745 eine bezahlte Stelle erhielt. Siehe hierzu: *Beate Ceranski*, «Und sie fürchtet sich vor niemandem». Die Physikerin Laura Bassi (1711–1778), Frankfurt am Main 1996.

<sup>5</sup> Zur Zulassung von Studentinnen an deutschen Universität siehe unter anderem *Elisabeth Dickmann* und *Eva Schöck-Quinteros* (Hg.), *Barrieren und Karrieren. Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland*, Berlin 2000; *Patricia M. Mazón*, *Gender and the Modern Research University. The Admission to German Higher Education, 1865–1914*, Stanford 2003; als knappe Zusammenschau mit zahlreicher weiterführender Literatur *Annette Vogt*, *Wissenschaftlerinnen an deutschen Universitäten (1900–1945). Von der Ausnahme zur Normalität?*, in: *Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert*, hg. von Rainer C. Schwinges (*Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* 7), Basel 2007, S. 705–729, bes. S. 708–714; siehe jetzt auch *Trude Maurer*, *Einführung. Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Das deutsche Frauenstudium im internationalen Kontext*, in: *Der Weg an die*

1920<sup>6</sup>, 1923 wurde die erste Ordinaria berufen<sup>7</sup> und 1966 die ersten weibliche Rektorin<sup>8</sup>. Die in den deutschen Universitäten ausgebildeten männerbündischen Strukturen wurden nur zögerlich aufgebrochen und dies hat Nachwirkungen bis heute: Nach den Zahlen der European Commission von 2006 hatte Deutschland 14,2% Professorinnen und rangierte damit europaweit auf einem der letzten Plätze<sup>9</sup>.

Ich will meine Beschäftigung mit dem thematisch und zeitlich sehr weiten Feld von Berufung und Geschlecht im Folgenden einschränken und mich schwerpunktmässig mit der Berufung von Professorinnen an bundesrepublikanische Universitäten von 1945 bis heute beschäftigen. Um die Entwicklung nach 1945 in einen historischen Kontext stellen zu können, werden in einem ersten Teil die Rekrutierungsmechanismen, wie sie sich im deutschen Universitätssystem am Anfang des 20. Jahrhunderts zeigten, als Ausgangspunkt vorgestellt. In einem zweiten Teil analysiere ich die Entwicklung des Professorinnenanteils und die Diskussion um Berufungen von Professorinnen in den 1950er und 1960er Jahre, um dann in einem dritten Teil Professorinnenberufungen in einem Längsschnitt von 1950 bis heute detailliert am Beispiel der Universität Freiburg zu untersuchen. Hier wird sich zeigen, dass die männliche Dominanz in der Universität erst seit Mitte der 1990er Jahre nachhaltig aufbrach und die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht im 20. Jahrhundert der Faktor der sozialen Ungleichheit

Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hg. von ders., Göttingen 2010, S.7–22.

- <sup>6</sup> *Elisabeth Boedeker* und *Maria Meyer-Plath* (Hg.), 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970, Göttingen 1974.
- <sup>7</sup> 1923 wurde die Agrikulturchemikerin Margarete von Wrangell an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim auf eine Professur für Pflanzenernährungskunde berufen und zur ersten Ordinaria in Deutschland. Siehe unter anderem *Ulrich Fellmeth*, Margarete von Wrangell – die erste Ordinaria in Deutschland, in: Hohenheimer Themen. Zeitschrift für kulturwissenschaftliche Themen 7 (1998), S. 3–26; *Margit Szöllösi-Janze*, Plagiatorin, verkanntes Genie, beseelte Frau? Von der schwierigen Annäherung an die erste deutsche ordentliche Professorin, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 8/4 (2000), S. 40–48.
- <sup>8</sup> Zur ersten Rektorin in der alten BRD wurde 1966 die Chemikerin Margot Becke an der Universität Heidelberg gewählt. *Verena Türck*, Margot Becke-Goehring. Erste Professorin und erste Rektorin der Universität Heidelberg – ein Interview mit einer Zeitzeugin, in: *Wissenschaft als weiblicher Beruf? Die ersten Frauen in Forschung und Lehre an der Universität Heidelberg*, hg. von Susan Richter (Universitätsmuseum Heidelberg Kataloge 3), Heidelberg 2008, S. 41–53, hier: S. 43. In der DDR wurde die Physikerin Lieselott Herforth 1965 an der TU Dresden zur ersten Rektorin gewählt, ebd., S. 44.
- <sup>9</sup> *Inken Lind*, Ursache der Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen – individuelle Entscheidungen oder strukturelle Barrieren?, in: *Exzellenz in Wissenschaft und Forschung. Neue Wege in der Gleichstellungspolitik*, hg. vom Wissenschaftsrat, Köln 2007, S. 59–86, Zahlen S. 59.

war, der in den Berufungsverfahren zu den hartnäckigsten Benachteiligungen und Leistungsverzerrungen in der Professorenrekrutierung führte. Abschließend will ich die Ergebnisse der neuesten soziologischen Untersuchungen zur Unterrepräsentanz von Professorinnen und zu Genderaspekten in Berufungsverfahren vorstellen.

### **I. Verzerrte Leistungsauslese und Kategorien sozialer Ungleichheit im deutschen Berufungssystem im Überblick (19./20. Jahrhundert)**

Strukturelle Verzerrungen in der Leistungsauswahl, wie wir sie am Beispiel der Kategorie Geschlecht im heutigen Berufungssystem feststellen können und Diskussionen um mögliche Massnahmen zur Gegensteuerung – heute Quoten oder Zielvorgaben – sind keine Besonderheiten des 20. Jahrhunderts oder allein auf Geschlecht als Ungleichheitsfaktor beschränkt, sondern wir finden diese Diskussion bereits seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Geschlecht ist eine Kategorie sozialer Ungleichheit, die neben und mit anderen wie sozialer und regionaler Herkunft, Konfession, Alter, sowie zusammen mit Faktoren wie politischer Gesinnung und Habitus den Zugang zum Professorenamt bestimmte. Dabei durchdringen sich die verschiedenen Kategorien sozialer Ungleichheit intersektional<sup>10</sup>: So verstärkten sich z.B. in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die strukturellen Benachteiligungen im Zugang zur Hochschullehrerlaufbahn für eine Wissenschaftlerin und Jüdin (Kategorien Geschlecht und Konfession) gegenseitig, wie etwa im Falle der Historikerin Hedwig Hintze gezeigt werden kann<sup>11</sup>. Oder es konnte umgekehrt im Zusammenspiel der verschiedenen Kategorien zu einer besonderen Privilegierung kommen: so waren in den Jahrzehnten um 1900 die Berufungschancen von protestantischen, bildungsbürgerlichen, nationalkonservativ gesinnten Privatdozenten besonders hoch.

Die Erkenntnis, dass soziale Kriterien die Leistungsauslese bestimmen, kennzeichnete nicht nur die Familienuniversität der Frühen Neuzeit<sup>12</sup>,

<sup>10</sup> Zum Mehrebenenansatz der Intersektionalität siehe *Nina Degele* und *Gabriele Winker*, Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld 2009.

<sup>11</sup> Zu Hedwig Hintzes Karriereverlauf siehe *Brigitta Oestreich*, Hedwig und Otto Hintze, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11 (1985), S. 397–419; *Eva Schöck-Quinteros*, Hedwig Hintze (1884–1942). Ein biographischer Abriss, in: *Hedwig Hintze (1884–1942). Bibliographie*, hg. von Barbara Deppe und Elisabeth Dickmann, Bremen 1997, S. 3–10; *Peter Th. Walther*, Das Gelehrtenpaar Hedwig und Otto Hintze, in: *Von der Ausnahme zur Alltäglichkeit. Frauen an der Berliner Universität Unter den Linden*, Berlin 2003, S. 98–106.

<sup>12</sup> Der Terminus Familienuniversität geht auf Peter Moraw zurück, der damit die für die frühneuzeitliche Gesellschaft auch in anderen Feldern typische Rekrutierung aus dem

sondern auch die sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts forciert entwickelnde sogenannte klassisch-moderne ‹Leistungsuniversität›. Im Rückblick zeigen sich in der Professorenrekrutierung durch soziale und politische Faktoren bestimmte strukturelle Verzerrungen, die von Teilen der Politik und Gesellschaft angesprochen wurden, von den Universitätsprofessoren aber meist nicht wahrgenommen werden konnten, da sie in die wissenschaftliche Leistungszuschreibung eingeflossen und dieser immanent waren. Eine historische Kontinuität zeigt sich auch in der Verhaltensweise der Professorenschaft vom dem späten 19. Jahrhundert bis heute: Von einer grossen Mehrheitsfraktion wurden jegliche Eingriffe in das Selbstergänzungsrecht der Universität und die wissenschaftliche Qualitätsbestimmung im Namen der Freiheit der Wissenschaft und des meritokratischen Prinzips abgelehnt.

Wir können den Wandel der Berufungskriterien im Übergang von der Familienuniversität zur modernen Universität bisher nur von aussen, d.h. über eine Veränderung der Sozialstruktur, beschreiben. Nach wie vor fehlen Untersuchungen zu den inhaltlichen Kriterien. Es scheint aber klar, dass bis Ende des 19. Jahrhunderts nie nur die Forschungsleistung, sondern stets auch das ‹Lehrtalent› wichtig war, letzteres sogar oft entscheidend. Hinzu kamen weitere persönliche und soziale Faktoren. Dies zeigt sich etwa im Fragenkatalog, der 1840 in Göttingen für eine Berufung ausschlaggebend war: ‹1. Hat er einen guten Vortrag und ist er als Docent beliebt? 2. Ist sein Charakter geachtet und wie ist sein Verhältniß zu seinen Collegen? 3. Sind seine politischen Gesinnungen und Grundsätze ohne Tadel? 4. Wie ist seine äußere Stellung... , wie hoch sein Gehalt? 5. Ist er gesund, wie alt, verheirathet?›<sup>13</sup>. Die hier angesprochene soziale Verträglichkeit, die weltanschauliche und habituelle Passfähigkeit sowie, keinesfalls zu vernachlässigen, der gesundheitliche Zustand und die vermutlichen Gehaltsvorstellungen waren also neben den fachlichen Leistungen in Forschung und Lehre wichtig und flossen in die Entscheidung bei der Stellenbesetzung ein.

Familienverband heraus beschreibt. In der Frühen Neuzeit und bis ins 19. Jahrhundert hinein (und z.T. auch noch darüberhinaus) wurden auffällig häufig Kandidaten, die als Schwiegersöhne, Söhne, Neffen, Schwager oder Bruder etc. einer Professorenfamilie bzw. einem Gelehrteneschlecht angehörten, in ein professorales Amt berufen. Dies war keineswegs der alleinige Rekrutierungsweg von Professoren in der Frühen Neuzeit, doch er dominierte im Rückblick. Diese Form der Privilegierung schloss auch nicht automatisch aus, dass die aus dem Familienverband Berufenen nicht hervorragend qualifiziert sein konnten. Siehe unter anderem *Peter Moraw*, Vom Lebensweg des deutschen Professors, in: Mitteilungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft 4 (1988), S. 1–12.

<sup>13</sup> Zitiert nach *Wolfram Siemann*, Chancen und Schranken von Wissenschaftsfreiheit im deutschen Konstitutionalismus 1915–1918, in: *Historisches Jahrbuch* 107 (1987), S. 315–348, hier: S. 326.

Da Professuren im 19. und bis zum zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts nicht öffentlich ausgeschrieben wurden (dies war erst ab den 1970er Jahren der Fall), kam den persönlichen Verbindungen und Netzwerken eine entscheidende Rolle zu. Man musste für die Professur ins Gespräch gebracht werden, wobei sich hier die Kollegen über die Fachgrenzen hinweg an der Kandidatensuche beteiligten. Sondervoten in Berufungsverfahren waren nicht selten, kamen häufig gar aus anderen Fakultäten und von Professoren anderer Disziplinen, die bei Kollegen an der Heimatuniversität des potentiellen Kandidaten Erkundigungen eingeholt hatten. Das Berufungsverfahren war als Selbstergänzungsverfahren hochgradig informell. Dies begünstigte die Reproduktion der dominierenden sozialen und habituellen Struktur des Lehrkörpers und führte trotz der antizipierten Ausrichtung an den Erfolgen in Forschung und Lehre zu strukturellen Verzerrungen in der Leistungsauslese, die nur ansatzweise durch die Politik der Ministerien, sei dies durch empfohlene Vorgaben oder ein Abweichen von der Liste, was allerdings keinesfalls selten vorkam, konterkariert wurden.

Der mit dem Übergang von der sogenannten Familienuniversität zur modernen Leistungsuniversität seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich vollziehende Berufungswandel sah idealtypisch so aus: Zunächst löste sich die Rekrutierung aus den «Universitätsfamilien» auf, dann endete die Protektion der Landeskinder, schliesslich die des an der eigenen Universität produzierten Nachwuchses<sup>14</sup>. Seit den 1870er Jahren vollzog sich dieser Berufungswandel, am schnellsten zunächst in den Naturwissenschaften, gefolgt von Medizin, Jura, Staatswissenschaften und philosophisch-philologisch-historischen Disziplinen, während sich die Theologen noch am stärksten aus ehemaligen Landeskindern rekrutierten. Die Protektion des hauseigenen Nachwuchses war zwar rückläufig, Hausberufungen gab es aber in allen Fächern weiter. Sie kamen noch relativ häufig vor und stellten eine strukturelle Notwendigkeit in der Absicherung eines unsicheren Karriereweges dar<sup>15</sup>. An die Stelle dieser, teilweise jedoch weiter bestehenden traditionellen Rekrutierungsstrategien (Familienverband, Landeskinder, Hausberufungen) rückten seit den Jahrzehnten um 1900 nun verstärkt informelle persönliche Netzwerke und wissenschaftliche Schulen, die – wie wir etwa aus der Arbeit von

<sup>14</sup> Zum Berufungswandel siehe *Marita Baumgarten*, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler, Göttingen 1997; sowie detailliert zum Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren am Beispiel der Universitäten Tübingen *Sylvia Paletschek*, Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2001, bes. S. 311–320.

<sup>15</sup> Ebd., S. 306f. und 319.

Wolfgang Weber zu den Historikern wissen<sup>16</sup> – einen dominanten Einfluss bei der Besetzung von Lehrstühlen entfalten konnten.

Hinzu kamen strukturelle Benachteiligungen oder Privilegierungen, die historisch gewachsen waren und durch die aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklung verstärkt oder abgeschwächt werden konnten. Für den Zeitraum vom Ende des 19. und bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zeigte sich beim Zugang zu Professuren statistisch eine strukturelle Privilegierung des männlichen protestantischen Bildungsbürgertums. Die bildungsbürgerliche Selbstrekrutierung baute sich unter den Hochschullehrern langsamer ab als unter den Studenten und Privatdozenten. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg kamen etwas über 40% der Studierenden aus den oberen sozialen Schichten, d.h. aus Adel, Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, unter den Professoren waren dies um 1930 noch fast zwei Drittel<sup>17</sup>. Selbst in den Weimarer Jahren nahm der Anteil der aus dem Kleinbürgertum oder den unteren sozialen Schichten stammenden Professoren kaum zu, was auch an der langen Unsicherheit und einer quasi nicht vorhandenen Finanzierungsmöglichkeit von Habilitations- und Privatdozentenphase lag<sup>18</sup>. Signifikant war ferner eine Benachteiligung von Katholiken und Juden<sup>19</sup>, von Sozialdemokraten<sup>20</sup> und Pazifisten<sup>21</sup> sowie insbesondere von Frauen im Zugang zum Professorenamt. Diese strukturellen Faktoren zeigten sich in den einzelnen Fächern

<sup>16</sup> *Wolfgang Weber*, *Priester der Klio. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien zur Herkunft und Karriere deutscher Historiker und zur Geschichte der Geschichtswissenschaften 1800–1970*, Frankfurt am Main/Bern/New York 1984.

<sup>17</sup> *Paletschek*, *Permanente Erfindung* (Anm. 14), S. 311–313.

<sup>18</sup> Es gab zunächst keine bezahlten Assistentenstellen, seit den 1920er Jahren dann in einzelnen Disziplinen einige wenige sowie einzelne Privatdozentenstipendien. Das Kolleggeld, das die Privatdozenten für Vorlesungen von den Studierenden erhielten, reichte in der Regel nicht aus, um den Lebensunterhalt zu bestreiten, d.h. sie waren nach wie vor auf Familienunterstützung oder anderweitige Erwerbsarbeit angewiesen.

<sup>19</sup> *Notker Hammerstein*, *Antisemitismus und deutsche Universitäten 1871–1933*, Frankfurt am Main 1995.

<sup>20</sup> So konnte in Preussen sozialdemokratischen Privatdozenten durch das 1898 erlassene Lex Arons die Lehrbefugnis entzogen werden. Anlass für dieses Gesetz war der jüdische Privatdozent der Physik Leo Arons, der als Sozialdemokrat den staatlichen Behörden ein Dorn im Auge war. Er sollte von seiner Dozentur enthoben werden, übrigens gegen den Protest der mehrheitlich konservativen Berliner Philosophischen Fakultät, die sich mit dem Verweis auf die Freiheit der Wissenschaft gegen eine staatliche Einmischung in ihre Belange aussprach, vgl. *Stefan L. Wolff*, *Leo Arons – Physiker und Sozialist*, in: *Centaurus* 41 (1999), S. 183–212.

<sup>21</sup> So widersetzte sich der Tübinger Senat 1922 aus politischen Gründen der Berufung von Alfred Landé, einem aus einer jüdischen Familie stammenden, konfessionslosen, pazifistisch und, wie von Senatsmitgliedern gergewöhnt, sogar kommunistisch gesinnten Privatdozenten, auf die ausserordentliche Professur für theoretische Physik. Nur dem vehementen Einsatz des Physikordinarius Paschen für die Berufung von Landé war es zu verdanken, dass das Ministerium nicht der im Senat verabschiedeten Liste, sondern



in unterschiedlichem Ausmass. So waren etwa die Chancen von konfessionslosen und jüdischen, aber auch den ersten weiblichen Privatdozenten vermutlich in den Naturwissenschaften etwas besser, da diese Disziplinen am wenigsten weltanschaulich gebunden waren.

Die Berufungschancen waren neben diesen sozialen Faktoren auch abhängig von der Ausbaugeschwindigkeit der Universitäten, d.h. sie waren je nach Disziplin und nach Habilitationskohorte unterschiedlich. So hatten beispielsweise die Privatdozenten, die zwischen 1890 und 1910, d.h. in einer Zeit stagnierenden Ausbaus und eines Überangebots an wissenschaftlichem Nachwuchs, habilitierten, deutlich schlechtere Berufungschance. In dieser Habilitationskohorte erhielten von den Tübinger Privatdozenten nur 55% eine Professur, von den Privatdozenten der Philosophischen Fakultät sogar nur 40%, während ihre in den beiden Jahrzehnten zuvor habilitierten Vorgänger noch fast zu 70% erfolgreich waren<sup>22</sup>. In dieser Phase erhöhter akademischer Nachwuchsproduktion und längerer Wartezeiten sanken die Chancen von sozialen Aufsteigern, aber auch von Katholiken und Juden, d.h. die sozialen Faktoren wirkten sich vor allem in Krisenzeiten besonders negativ aus.

Von den Zeitgenossen zwischen ca. 1880 und 1930 wurde am weitaus stärksten die Diskriminierung von katholischen und nichtpreussischen Privatdozenten wahrgenommen, zumindest wurde hier der grösste politische Druck entfaltet. Jüdische und weibliche Privatdozenten hatten hier keine Lobby; ihre Zurücksetzung und Benachteiligung drang kaum ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit vor. In der zeitgenössischen Diskussion über die Benachteiligung von Katholiken und Nichtpreussen zeigen sich durchaus Parallelen zur heutigen Diskussion um Berufung und Geschlecht. Katholiken hatten einen deutlich schlechteren Zugang zu einer Hochschullehrerlaufbahn als Protestanten. 1909 waren an der württembergischen Landesuniversität Tübingen etwa 30% der Studierenden katholisch, was in etwa dem katholischen Bevölkerungsanteil des Landes entsprach. Unter den Tübinger Privatdozenten machten sie jedoch zwischen 1890 und 1909 nur 13,2% aus, d.h. der Katholikenanteil hatte sich auf dem Weg zur nächsten Karrierestufe halbiert. Unter den Tübinger Professoren (ohne die beiden Theologischen Fakultäten) stellten sie nur noch 12%. Diese heute *leaky pipeline* genannte Scherenentwicklung zeigte sich besonders in den Geisteswissenschaften der Philosophischen Fakultät. In den philosophisch-historisch-philologischen Disziplinen hatten Katholiken im Kaiserreich kaum Berufungschancen und wurden alles andere als zu einer akademischen Karriere ermuntert, da die Vorstellung katholischer Inferiorität und weltanschaulicher Gebundenheit der Wissenschaft im

seinem Sondervotum folgte und Landé berief, vgl. *Paletschek*, Permanente Erfindung (Anm. 14), S. 322f.

<sup>22</sup> Ebd., S. 301.

Kaiserreich in der dominanten Gruppe protestantischer Geisteswissenschaftler tief verwurzelt war und deren Vorstellungen von wissenschaftlicher Leistung und Passfähigkeit prägte<sup>23</sup>.

Im Kaiserreich waren in den verschiedenen deutschen Staaten seit den 1870er Jahren auf Druck des politischen Katholizismus – und teilweise in Konkordatsverhandlungen rechtlich fixiert – Stellen für Professoren katholischer Konfession in den sogenannten Weltanschauungsfächern Geschichte und Philosophie eingerichtet worden<sup>24</sup>. Diese Professuren waren nicht nur bei protestantischen, sondern auch bei katholischen Wissenschaftlern umstritten, da sie das meritokratische Prinzip zu durchkreuzen schienen. Häufig empfanden die Inhaber dieser Stellen die Konfessionsfestlegung als diskriminierend und sie sprachen sich dagegen aus. Die für Historiker und Philosophen katholischer Konfession «reservierten» Stellen waren jedoch oft die einzigen Professuren, auf die Katholiken in der geisteswissenschaftlichen Sektion der Philosophischen Fakultät überhaupt gelangen konnten. Diese bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestehen gebliebenen Professuren für einen Historiker oder Philosophen katholischer Konfession können als frühe Form der Quotenregelung verstanden werden.

Der Vorschlag, eine bestimmte Personengruppe bevorzugt zu berufen, findet sich im 20. Jahrhundert nicht nur hinsichtlich der konfessionellen, sondern auch der regionalen Herkunft. So wurde seit dem späten 19. Jahrhundert und in der Weimarer Republik im württembergischen Landtag wiederholt die Forderung erhoben, auf die Tübinger Professuren bevorzugt Landeskinder zu berufen, da württembergische Privatdozenten gegenüber preussischen ins Hintertreffen geraten seien<sup>25</sup>. Begründet wurde dies mit dem Argument, dass bei den Erstrufen Privatdozenten, die an preussischen Universitäten habilitiert hätten, bevorzugt würden. Tatsächlich zeigten sich statistisch schlechtere

<sup>23</sup> So lag in der Tübinger Philosophischen Fakultät, an der immerhin ein Drittel der Studierenden katholisch war, der Katholikenanteil unter den Privatdozenten nur bei 9%, d.h. er war mehr als dreimal niedriger; bei den Professoren lag er bei nur 6%. Zum Vergleich: in der Tübinger Naturwissenschaftlichen Fakultät zeigte sich zwar auch eine Scherenentwicklung, allerdings nicht so akzentuiert: 19% der Studierenden waren katholisch, von den Privatdozenten 8,3%, von den Professoren 8%. Zahlen nach *Paletschek*, *Permanente Erfindung* (Anm. 14), Tabelle 15, S. 285.

<sup>24</sup> *Georg May*, *Mit Katholiken zu besetzende Professuren an der Universität Tübingen von 1817 bis 1945. Ein Beitrag zur Ausbildung der Studierenden katholischer Theologie, zur Verwirklichung der Parität an der württembergischen Landesuniversität und zur Katholischen Bewegung*, Amsterdam 1975; *Stefan Grill*, *Konfession und Geschichtswissenschaft. Konflikte um die Besetzung und Einrichtung historischer Professuren an der Universität Freiburg im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (Freiburger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Neue Folge 3). Freiburg im Breisgau/München 2008.

<sup>25</sup> *Paletschek*, *Permanente Erfindung* (Anm. 14), S. 317.

Berufungschancen der württembergischen Privatdozenten und eine längere Wartezeit im Vergleich mit den preussischen (6,6 statt 4,3 Jahre), so dass die Politik hier durchaus mit ihren Forderungen auf ein reales Problem aufmerksam machte. Die Tübinger Professoren reagierten allerdings stets ungehalten auf dieses Ansinnen und weigerten sich, Landeskinder bevorzugt zu berufen.

Diese Forderung wurde nach 1945 von der französischen Besatzungsmacht und den südwestdeutschen Landesregierungen, erneut vorgebracht, nun allerdings politisch-ideologisch legitimiert. Um den demokratischen Umbau der Universitäten zu beschleunigen, sollten bevorzugt Professoren katholischer Herkunft sowie Landeskinder berufen werden, da, so wurde unterstellt, die «Preußifizierung» und protestantische Prägung der deutschen Universitäten ihre Hierarchisierung und Demokratiefeindlichkeit verstärkt und sie anfällig für den Nationalsozialismus gemacht habe<sup>26</sup>. Die Forderung traf auf Protest in den Universitäten der französischen Besatzungszone Freiburg, Tübingen und Mainz und wurde unterlaufen. Nicht nur die Besatzungsmacht, sondern auch die badische Landesregierung versuchte in der unmittelbaren Nachkriegszeit, eine «Badifizierung» und «Katholisierung» des Lehrkörpers durchzusetzen. Sie war damit ebenso wenig erfolgreich wie der neue württembergische Landtag, der die «Überfremdung der Universität» mit Preussen beklagte und bevorzugt Landeskinder berufen wollte, um den «Charakter der schwäbischen Landesuniversität» zu erhalten<sup>27</sup>.

Nicht oder kaum öffentlich wahrgenommen wurde von den Zeitgenossen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Benachteiligung weiblicher Privatdozenten. Berufungen von Frauen auf planmäßige Universitätsprofessuren kamen auch nach der offiziellen Zulassung zur Habilitation 1920 in Deutschland so gut wie nicht vor<sup>28</sup>. Bis 1933 hatten 47 Privatdozentinnen

<sup>26</sup> So die Argumentation des Leiters der *Direction de L'Education Publique* in der französischen Besatzungszone, Raymond Schmittlein, vgl. *Wolfgang Fassnacht*, *Universitäten am Wendepunkt? Die Hochschulpolitik in der französischen Besatzungszone (1945–1949)*, Freiburg im Breisgau 2000, S. 140f.

<sup>27</sup> *Sylvia Paletschek*, *Entnazifizierung und Universitätsentwicklung in der Nachkriegszeit am Beispiel der Universität Tübingen*, in: *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, hg. von Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas, Stuttgart 2002, S. 393–408, hier: S. 404.

<sup>28</sup> 1906 erfolgte vermutlich das erste Gesuch zur Habilitation von der Zoologin Maria Gräfin von Linden in Bonn. Das preussische Kultusministerium verfügte 1906 darauf in einem Erlass das Verbot der Habilitation von Frauen. Wie andere deutsche Staaten auf ähnliche Gesuche reagierten, ist bisher nicht erforscht. Da das Hochschulwesen im Kaiserreich in die Zuständigkeit der deutschen Einzelstaaten fiel und nicht reichseinheitlich geregelt war, reagierten die jeweiligen Hochschulverwaltungen und Universitäten auch unterschiedlich auf die Habilitationsgesuche von Frauen. Bereits vor der offiziellen Zulassung an allen deutschen Universitäten von 1920, die vermutlich

habilitiert, in den zwölf Jahren des Nationalsozialismus kamen weitere 35 hinzu<sup>29</sup>. Bis auf die Universitäten Erlangen, Münster und Rostock hatte bis 1945 an allen deutschen Universitäten eine erste Privatdozentin habilitiert. Von diesen zwischen 1920 und 1945 ernannten 82 Privatdozentinnen wurden 25 während des Nationalsozialismus verfolgt, von der *venia* entbunden oder entlassen. Die NS-Zeit bedeutete einen enormen und prozentual grösseren Aderlass an Wissenschaftlerinnen als an Wissenschaftlern, doch erklärt die Verfolgung im NS allein nicht den geringen Anteil an Professorinnen in der Nachkriegszeit.

Chancen auf eine reguläre, planmässige Stelle hatten die ersten Privatdozentinnen kaum, auch nicht in der demokratischen Weimarer Republik. Meist hatten sie nur an neugegründeten Universitäten und in noch jungen Wissenschaftsdisziplinen Aussichten auf eine Stelle, wie sich an den ersten beiden und einzigen ordentlichen Professorinnen der 1920er Jahre – der 1922 berufenen Pflanzenphysiologin Margarethe von Wrangell an der Landwirtschaftliche Schule in Hohenheim und der 1923 berufenen Mathilde Vaerting in dem noch jungen Fach der Pädagogik in Jena – zeigte<sup>30</sup>. Die erste 1922 habilitierte Historikerin, Ermentrude von Ranke, konnte bezeichnenderweise auch nicht an einer Universität, sondern nur an der neugegründeten PH in Kiel 1926 schliesslich eine Professur erlangen<sup>31</sup>. Mehr noch als Konfession oder

anlässlich eines Antrags von Edith Stein an das neue preussische Kultusministerium vom Dezember 1919 erfolgte, habilitierte sich 1918 die erste Frau in Anatomie in München. 1919 habilitierten unter Ausnahmebedingungen vier Privatdozentinnen an den Universitäten Göttingen, Berlin, Hamburg und Giessen, unter ihnen auch Emmy Noether. Siehe *Vogt*, Wissenschaftlerinnen (Anm. 5), S. 714–717.

<sup>29</sup> Zahlen nach *Vogt*, Wissenschaftlerinnen (Anm. 5), Tabelle 1, S. 729. Von diesen hatten 27 in den Naturwissenschaften, 34 in den Sozial- und Geisteswissenschaften sowie 20 in der Medizin habilitiert. Bis 1932 waren nach den Berechnungen von Charlotte Lorenz ca. 0,13% der habilitierten Frauen. Siehe *Charlotte Lorenz*, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Berlin 1953, S. 9.

<sup>30</sup> Mathilde Vaerting wurde 1923 ohne Habilitation auf ein Ordinariat für Pädagogik nach Jena berufen – ihr erstes Habilitationsgesuch an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin war abgelehnt worden, was bei den ersten Aspirantinnen auf eine Privatdozentur häufig vorkam. Berufungen ohne vorherige Habilitation waren gerade in neuen Disziplinen, ebenso in Phasen des Stellenausbaus, nicht ungewöhnlich. Zu Vaerting siehe *Theresa Wobbe*, Ein Streit um die akademische Gelehrsamkeit: Die Berufung Mathilde Vaertings im politischen Konfliktfeld der Weimarer Republik, Berlin 1991; *dies.*, Mathilde Vaerting (1884–1977), in: *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*, hg. von Claudia Honegger und Theresa Wobbe, München 1998, S. 178–202.

<sup>31</sup> Zu Ermentrude Bäcker von Ranke und den ersten habilitierten Historikerinnen siehe *Sylvia Paletschek*, Historiographie und Geschlecht, in: *Eroberung der Geschichte. Frauen und Tradition*, hg. von Johanna R. Regnath und Mascha Riepl-Schmidt (Gender-Diskussion 3), Hamburg 2007, S. 105–127; zu Ranke S. 116–121.

soziale Herkunft war – wie sich im Folgenden zeigen wird – die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht bis Ende des 20. Jahrhunderts für eine universitäre Laufbahn der «Karrierekiller» schlechthin.

## **II. Berufungen von Professorinnen an bundesrepublikanischen Universitäten in den 1950er und 1960er Jahren und die Analysen der ZeitgenossInnen**

Beim Einstieg von Frauen in die Universitätslaufbahn tat sich mit der Habilitation eine erste grosse Hürde auf. Über die Schwierigkeiten, die Frauen bei der Zulassung zur Habilitation hatte, dass für viele Fakultäten eine Habilitandin denkbar war, aber keine zweite<sup>32</sup> und dass vielen Frauen die Habilitation verweigert wurde, wissen wir aus vorliegenden Untersuchungen<sup>33</sup>. Mich interessiert im Folgenden, ab wann Frauen tatsächlich auf Professuren berufen wurden, welche Karrierechancen sie nach der Habilitation hatten und was die Mechanismen ihrer Rekrutierung über Berufungskriterien aussagen<sup>34</sup>.

Die auffällige Unterrepräsentanz von weiblichen Lehrkräften an deutschen Universitäten im internationalen Vergleich wurde bereits zu Beginn der 1950er Jahre in einem UNESCO Bericht konstatiert<sup>35</sup>. Dort landete die BRD mit 3,2% auf einem hintersten Platz, die DDR mit 9,5% immerhin im Mittelfeld, während Grossbritannien bereits 15%, die USA sogar 27% weibliches Lehrpersonal aufwiesen. 1952 waren nach einer vom Deutschen Akademikerinnenbund in Auftrag gegebenen Erhebung von Charlotte Lorenz an westdeutschen Hochschulen insgesamt 12 planmässige Professorinnen, neun an Universitäten sowie drei an den Technischen Hochschulen, tätig, davon 3 als Ordinarien und 9 als ausserordentliche Professorinnen. An den westdeutschen Universitäten betrug der Frauenanteil unter den Professoren damit 0,6%, unter den Privatdozenten stellten sie 3,5% und unter den

<sup>32</sup> So lehnte die Kölner Philosophische Fakultät, nachdem sich dort als erste Historikerin Ermentrude von Ranke 1922 habilitiert hatte, das kurz darauf von Helene Wieruszowski (1893–1978) eingereichte Habilitationsgesuch ab, da sie «die Habilitation einer zweiten Damen in Geschichte nicht für opportun» halte, vgl. *Sebastian Hebler*, Biographie Helene Wieruszowski (1893–1978), online unter: <http://www.uni-bonn.de/Frauengeschichte/ausstell/bios/bio040.htm> (Stand vom 6.4.2010).

<sup>33</sup> *Vogt*, Wissenschaftlerinnen (Anm. 5).

<sup>34</sup> Als Einstieg und Überblick siehe *Anne Schlüter*, Die ersten Nachkriegsprofessorinnen und die Situation der Wissenschaftlerinnen bis in die siebziger Jahre, in: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, hg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Frankfurt am Main 1996, S. 449–464.

<sup>35</sup> *Lorenz*, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte (Anm. 29), S. 26 sowie Tabelle XIV, S. 40; Preliminary Report on Statistics of Higher Education 1930–1950. UNESCO/St/R 7, Paris 1952.

Lehrbeauftragten 12,7% (siehe Tabelle 1). Auf das gesamte Lehrpersonal bezogen betrug der Frauenanteil 4,6%.

**Tabelle 1:**

*Lehrkörper nach Status und Geschlecht an westdeutschen Universitäten 1952*

	LK an Unis	% ges. LK	abs. Frauen	% Frauen ges. LK	% am weibl. LK	abs. Männer	% Männer am ges. LK	% am männl. LK
o. Prof.	1205	30,7%	1	0,06%	0,6%	1204	99,9%	32,1%
ao. Prof.	196	5,0%	8	4,1%	4,4%	188	95,9%	5,0%
<b>pl. Prof. ges.</b>	<b>1401</b>	<b>35,7%</b>	<b>9</b>	<b>0,6%</b>	<b>5,0%</b>	<b>1392</b>	<b>99,4%</b>	<b>37,1%</b>
apl. Prof.	860	21,9%	22	2,6%	11,3%	838	97,4%	22,4%
PD	766	19,5%	35	4,6%	19,4%	731	95,4%	19,5%
<b>habil. n. beamt. LK</b>	<b>1626</b>	<b>41,4%</b>	<b>57</b>	<b>3,5%</b>	<b>30,7%</b>	<b>1569</b>	<b>96,5%</b>	<b>41,9%</b>
<b>Lehrbeauftragte</b>	<b>900</b>	<b>22,9%</b>	<b>114</b>	<b>12,7%</b>	<b>63,3%</b>	<b>786</b>	<b>87,3%</b>	<b>21,0%</b>
<b>Gesamt</b>	<b>3927</b>	<b>100%</b>	<b>180</b>	<b>4,6%</b>	<b>100%</b>	<b>3747</b>	<b>95,4%</b>	<b>100%</b>

Quelle: Zahlen neu zusammengestellt nach *Lorenz*, Tab.3, S.16.

o. Prof.	planmäßige ordentliche Professur
a.o. Prof.	planmäßige ausserordentliche Professur
pl. Prof. ges.	planmäßige Professoren (o. und ao.) gesamt
apl. Prof.	ausserplanmäßige titulierte Professoren (nicht beamtet, ohne Gehalt)
PD	Privatdozent
habil. n.beamt. LK	.habilitierter, nicht planmässig beamteter Lehrkörper
Lehrbeauftragte	Lehrbeauftragte, Lektoren, sonstige Lehrkräfte
LK an Unis	gesamter Lehrkörper an Universitäten (Zahlen für SoSe 1950)
% Frauen ges. LK	Frauenanteil am gesamten Lehrkörper
% am weibl. LK	prozentualer Anteil der jeweiligen Statusgruppe am weiblichen Lehrkörper
% Männer ges. LK	Männeranteil am gesamten Lehrkörper
% am männl. LK	prozentualer Anteil der jeweiligen Statusgruppe am männlichen Lehrkörper

Bereits Charlotte Lorenz stellte fest, dass es eklatante geschlechtsspezifische Unterschiede in der lehramtlichen Stellung der weiblichen und männlichen Hochschuldozenten gab (siehe Tabelle 2): Nur 13,6% des habilitierten weiblichen Lehrkörpers bekleidete eine Professur, während es beim männlichen 47% waren; nur 1,5% der habilitierten Frauen hatte ein Ordinariat, während es bei den Männern 40,7% waren. Unter dem männlichen habilitierten Lehrkörper machten die Privatdozenten mit 53,5% nur etwas mehr als die Hälfte aus, beim weiblichen Lehrkörper stellten sie 86,4%. Es zeigte sich also schon in den 1950er Jahren – und dies sollte in den folgenden Jahrzehnten auch so bleiben –, dass die Unterrepräsentanz von Frauen mit steigender Hierarchiestufe eklatant zunahm und die Berufung auf ein Ordinariat – Ordinariate machten mit 86% das Gros der Stellen aus – nahezu aussichtslos war. Bereits in den 1950er Jahren war die geringe Zahl an Professorinnen nicht allein auf zu wenig wissenschaftlichen Nachwuchs zurückzuführen, denn das Potential an habilitierten Nachwuchskräften (immerhin schon knapp 4%) wurde bei einem Professorinnenanteil von 0,6% (auf den Ordinariaten nur 0,06%) nicht annähernd ausgeschöpft. So kamen 1952 auf 1 Professorin 6,3 Privatdozentinnen (9 zu 57), auf 1 Professor lediglich 1,1 männliche Privatdozenten (1392 zu 1569). Schliesst man daraus grob auf die Berufungschancen, so waren sie für die Privatdozentinnen fast sechsmal schlechter.

**Tabelle 2:**

*Habilitierter Lehrkörper nach Geschlecht und Status an westdeutschen Universitäten 1952*

	habil. LK	abs. Frauen	% am weibl. habil. LK	abs. Männer	% am männl. habil. LK
o. Prof.	1205	1	1,5%	1204	40,7%
ao. Prof.	196	8	12,1%	188	6,3%
<b>pl. Prof. ges.</b>	<b>1401</b>	<b>9</b>	<b>13,6%</b>	<b>1392</b>	<b>47,0%</b>
apl. Prof.	860	22		838	
PD	766	35		731	
<b>habil. n. beamt. LK</b>	<b>1626</b>	<b>57</b>	<b>86,4%</b>	<b>1569</b>	<b>53,0%</b>
<b>Gesamt</b>	<b>3027</b>	<b>66</b>		<b>2961</b>	

Quelle: Zahlen neu zusammengestellt nach Lorenz, Tab.3, S.16.

habil. LK                    habilitierter Lehrkörper (o. und a.o. Prof., apl. Prof., PD)

An den ostdeutschen Universitäten war der Anteil des weiblichen Lehrpersonals an Universitäten mit durchschnittlich 9,7% etwas höher und Frauen traten daher «mit einem wesentlich stärkeren Gewicht hervor»<sup>36</sup>. Es zeigten sich

<sup>36</sup> Lorenz, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte (Anm. 29), S. 25.

allerdings die gleichen statusmässigen Unterschiede und eine geschlechts-spezifische Hierarchie: unter den weiblichen Lehrkräften machten die sechs Professorinnen<sup>37</sup> mit 3,6% die kleinste Gruppe aus, die Gruppe der Privatdozentinnen 12,9%<sup>38</sup>, während Lehrbeauftragten und Lektorinnen ca. 80% des weiblichen Lehrkörpers stellten.

Als weitere Auffälligkeit zeigten sich disziplinäre Unterschiede. So gab es an den westdeutschen Hochschulen in manchen Fakultäten, so in Theologie und Jura, noch gar keine Professorinnen. Die neun Professorinnen an Universitäten und die drei an den Technischen Hochschulen verteilten sich 1952 auf Medizin (3), Kulturwissenschaften (3), Naturwissenschaft (5) sowie Technische Wissenschaften/Bauwesen (1)<sup>39</sup>. Die Professorinnen rückten, überblickt man die Entwicklung seit 1920, zunächst in den Naturwissenschaften auf besoldete Stellen ein, während, so Charlotte Lorenz, die Versorgungslage des Dozentinnenbestandes in den kulturwissenschaftlichen Fachgebieten und besonders bei Philologinnen auffallend schlecht war<sup>40</sup>. Dies lässt sich 1952 auch an der Relation von Professorinnen zu Privatdozentinnen in den jeweiligen Fachgebieten ablesen, die erste Rückschlüsse auf die Berufungschancen in den jeweiligen Disziplinen zulassen: Während dieses Verhältnis in der Medizin, den Naturwissenschaften und den Technischen Wissenschaften etwa 1:3,5 betrug, lag es in den Kulturwissenschaften bei 1:10,3 (3 zu 31)<sup>41</sup>!

<sup>37</sup> Vier Professorinnen (in Theologie, Jura, Medizin, Germanistik) hatten eine Professur mit Lehrstuhl (dem Ordinariat entsprechend) inne, zwei Professorinnen (in Theologie und Philologie) eine Professur mit vollem Lehrauftrag, die als Äquivalent zu den planmässigen ausserordentlichen Professuren verstanden werden kann.

<sup>38</sup> Im DDR-Hochschulsystem wurden andere Statusgruppen gebildet. Daher wurden, um einen Vergleich machen zu können, die statusmässig den westdeutschen titulierten apl. Professoren entsprechenden (allerdings wohl bezahlten!) «Professoren mit Lehrauftrag» sowie die «Dozenten» zur Gruppe der Privatdozentinnen gerechnet. Zahlen nach Lorenz, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte (Anm. 29), Tabelle XII, S. 39.

<sup>39</sup> Die Universitätsprofessorinnen an westdeutschen Universitäten verteilten sich auf die Fächer Medizin (1 O) und Zahnmedizin (2 AO), auf Anglistik, Germanistik und Pädagogik sowie Chemie, Mathematik und Physiologie (jeweils eine ausserordentliche Professorin). An den Technischen Hochschulen gab es zwei weibliche Ordinarien, für Chemie sowie für Mineralogie, Petrographie und Lagerstättenkunde, beide an der TH Aachen, und ein mit einer Frau besetztes Extraordinariat in Architektur, vgl. ebd., S. 16, vgl. auch Tabelle III, S. 32.

<sup>40</sup> In den Naturwissenschaften gab es 1952 4 Professorinnen und 14 Privatdozentinnen, in den Kulturwissenschaften 3 Professorinnen und 31 Privatdozentinnen, vgl. ebd.

<sup>41</sup> Medizin: 1:3,6 (in absoluten Zahlen 3 zu 11), Naturwissenschaften 1:3,5 (4 zu 14), Technische Wissenschaften 1:3 (2 zu 6). Während an den Universitäten das Verhältnis von Professorinnen zu weiblichen Privatdozentinnen 1:6,3 war, lag es, rechnet man die Technischen Hochschulen hinzu, bei 1:5,5. Diese Differenzen sind wegen der kleinen Fallzahlen vorsichtig zu interpretieren, sie legen aber die Vermutung nahe, dass an den Technischen Hochschulen die Berufungschancen für Privatdozentinnen tendenziell besser waren. Um hier gesichertere Aussagen treffen zu können, wären zudem die



Es zeigte sich in den 1950er Jahren, dass Wissenschaftlerinnen gerade in den Kulturwissenschaften, die mit 36% einen doppelt so hohen Studentinnenanteil wie der Durchschnitt der Fächer (ca. 18%) aufwiesen und mit ca. 47% das Gros der Privatdozentinnen stellten, besonders schlechte Aussichten auf eine akademische Karriere hatten.

Bereits in den 1950er Jahren fragte man nach den Gründen für den international so auffällig geringen Professorinnenanteil an deutschen Universitäten. Charlotte Lorenz führte hierfür mehrere Faktoren an: die Erschwerung der Habilitation für Frauen, die überwiegend männliche Besetzung der Assistentenstellen, die «grundsätzliche» Ausschliessung von Frauen von bestimmten Lehrbereichen (in den 1950er Jahren wiesen Theologie und Rechtswissenschaften noch keine Privatdozentinnen auf), die mangelnde Versorgungssituation (nur jede 17 Dozentin war finanziell über eine Stelle abgesichert, von den männlichen Dozenten war es etwa jeder dritte) sowie das höhere Alter bei der Habilitation und somit der spätere Beginn der Hochschullehrerlaufbahn<sup>42</sup>. Lorenz stellte darüberhinaus für alle Fächer eine erhebliche Benachteiligung in der Berufungs- und Ernennungspraxis fest und sah hierin einen weiteren zentralen Grund für den geringen Professorinnenanteil.

Bereits der Titel eines ausserplanmässigen Professors, mit dem zwar eine symbolmässig Staturerhöhung, doch keine Besoldung oder akademische Mitspracherechte verbunden waren, so dass sich de facto am Privatdozentenstatus nichts änderte, wurde Privatdozentinnen seltener verliehen und sie mussten länger auf ihn warten. Zudem war für die Privatdozentinnen mit der Titelverleihung eines ausserplanmässigen Professors noch in den 1960er Jahre in der Regel das Ende der Fahnenstange erreicht. So hiess es 1962: «Der ausserplanmäßige Professor stellte für die Masse der habilitierten Frauen bisher die Endstufe dar, in der sie sich aufstauten, weil der weitere Aufstieg in die Gruppe der Lehrstuhlinhaber [damit sind planmäßige Ordinariate und Extraordinariate gemeint, S.P.] nicht stattfand»<sup>43</sup>.

Als zentraler geschlechtsspezifischer Unterschied in den Berufungen zeigte sich, dass Privatdozentinnen äusserst selten «nach auswärts», d.h. an

entsprechenden Relationen für männliche Privatdozenten in den jeweiligen Fächern nötig. Vermutlich waren auch für Männer die Berufungschancen in den Kulturwissenschaften – aufgrund des grossen Nachwuchsdrucks und fehlender, attraktiver Positionen ausserhalb der Universität (für Juristen, Mediziner, Naturwissenschaftler und auch die technischen Wissenschaften bestanden diese eher) – schlechter, aber trotzdem wohl nicht annähernd so ungünstig wie für ihre Kolleginnen.

<sup>42</sup> Lorenz, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte (Anm. 29), S. 27f.

<sup>43</sup> Asta Hampe, Frauen im akademischen Lehramt, in: Zur Situation der weiblichen Hochschullehrer. Vorträge auf einer Tagung des Deutschen Akademikerinnenbundes vom 7. bis 11. Oktober 1962 in Bad Godesberg (Schriften des Hochschulverbandes 13), Göttingen 1963, S. 25–61, hier: S. 30f.

eine andere Universität, die eben nicht die Habilitationshochschule war, berufen wurden. Auf ihre Stellen gelangten nahezu alle der ersten Professorinnen nur über Hausberufungen.<sup>44</sup> In den 1950er und 1960er Jahren wurde besonders betont, wenn eine Privatdozentin einen Ruf von auswärts erhielt, so etwa bei der Göttinger Mathematikerin Helene Braun, die als eine der wenigen Frauen an eine andere Universität berufen wurde<sup>45</sup>. Bereits 1952 hielt Charlotte Lorenz fest, dass «Berufungen von Dozentinnen in das Lehramt anderer Hochschulen, geschweige denn auf vakante Lehrstühle zu den ganz grossen Seltenheiten, wenn nicht überhaupt Unmöglichkeiten gehören»<sup>46</sup>. Die Hochschullehrerin habe daher eine «Außenseiterposition inne, die eine Verbesserung aus menschlichen, sozialen und fachlichen Erwägungen gebieterisch fordert»<sup>47</sup>. Nichtberücksichtigung bei Berufungen und die daraus resultierenden schlechten Berufsaussichten wirkten, so Charlotte Lorenz, abschreckend auf viele qualifizierte Frauen, die daher den Hochschullehrerberuf gar nicht erst ins Auge fassten. Das fortdauernde Übergangenwerden bei Berufungen führe dazu, dass keine Nachfrage nach Frauen bestehe und ihr Wert sinke, so Asta Hampe: «Da Frauen auf dem Markt der Universität nicht gefragt sind, gelten sie nichts. Und Geltung und Ansehen, ein Name, ein Renoméé bedeuten im Universitätsleben alles, selbst wenn nicht viel dahintersteht»<sup>48</sup>.

Wanda von Baeyer führte in ihrer Untersuchung von 1954 ebenfalls die männliche Selbstrekutierung im Berufungsverfahren als einen Grund dafür an, dass es so wenige Professorinnen in Deutschland gebe. Dass eine Frau so gut wie nie von einer Universität an eine andere berufen wurde, deutete sie nicht primär als eine bewusste frauenfeindliche Tendenz oder Kollegenneid, sondern als eine kollektive Gruppenreaktion: «Die Kreise, die zu den akademischen Stellen vorschlagen, <sehen> gewissenmaßen die Frau nicht unter den protegierten Anwärtern. Die Männer sind dort rein optisch noch so sehr unter sich, daß die geeignete Frau ihnen schwerer bildhaft ins Bewußtsein

<sup>44</sup> Siehe auch *Schlüter*, Nachkriegsprofessorinnen (Anm. 34), S. 460.

<sup>45</sup> *Wanda von Baeyer*, Die Frau in der Wissenschaft, in: Die Frau in unserer Zeit. Ihre Wandlung und Leistung, Hamburg 1954, S. 203–236, hier: S. 231.

<sup>46</sup> *Lorenz*, Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte (Anm. 29), S. 28.

<sup>47</sup> Ebd., S. 29.

<sup>48</sup> *Hampe*, Frauen im akademischen Lehramt (Anm. 43), S. 58. So könne es geschehen, dass der Schüler der Privatdozentin karrieremässig schnell an ihr vorbeizieht, nach der Habilitation die Diätendozentur und schliesslich eine Professur erhält. So entstehe eine groteske Situation, wenn etwa beim akademischen Festzug «unsere apl. Hochschullehrerin als evergreen inmitten der grünenden Jugend der Privatdozenten, an der Seite ihres Schülers oder gar hinter ihm» einziehe, «wenn sie es nicht vorzieht, dieser glänzenden Show fernzubleiben.» Dieses permanente Übersehen und Zurückgesetztwerden führe auch zur Unterschätzung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit und die Privatdozentin glaube schliesslich selbst, «daß jemand, der an der Universität nicht vorwärts kommt, wohl nicht viel taugt in der Wissenschaft.», ebd., S. 59.

tritt. Solche Imponderabilien wirken mitunter ausschlaggebend»<sup>49</sup>. Auch Asta Hampe sah den Hauptgrund, warum Frauen auch Anfang der 1960er Jahre noch nicht über den apl. Professor hinauskamen – und «ernsthafte Kollegen» würden ihr hier zustimmen – in dem «an deutschen Universitäten als sakrosankt geltenden B e r u f u n g s m o d u s»:

«Es wäre schön, wenn eine leidenschaftslose Beurteilung der Kandidaten den Ausschlag gäbe, nicht persönliche Beziehungen und Bevorzugung alter Freunde. Man hat bei diesem erregenden Spiel von einem gegenseitigen Sich-Hochschaukeln gesprochen. Stets sind es Männer, die die Berufungskommissionen bilden... In diesem männerbündischen Gremium kommt niemand auf den Gedanken, daß für Berufungen in manchen Fällen auch geeignete Frauen zur Verfügung ständen. Es gilt als altehrwürdiges Gesetz: «Frauen werden nicht berufen!» «Sie müssen sich daran gewöhnen, daß Frauen nicht berufen werden», sagte mein verehrter Lehrer Julius Schwietering am Tage meiner Ernennung zum apl. Professor... Man wird nicht immer eine bewußte, böswillige Ablehnung auf der männlichen Seite voraussetzen dürfen, mehr ein «Vergessen», ein Übersehen, ein Fortfahren im alten Trott. Diese Trägheit des Herzens scheint mir weit gefährlicher als eine frauenfeindliche Aggressivität. Es mangelt hier an einer selbstverständlichen Fairness gegenüber dem weiblichen Arbeitspartner»<sup>50</sup>.

Auch Hans Angers Ende der 1950er Jahre durchgeführte, grosse Erhebung zu den «Problemen der deutschen Universität» gibt Aufschluss über die Gründe für die geringe Berufungsrate von Frauen<sup>51</sup>. So standen nur 11% der Hochschullehrer weiblichem Lehrpersonal positiv gegenüber, 40% zeigten sich grundsätzlich, 40% bedingt ablehnend<sup>52</sup>. Die Seltenheit der weiblichen Hochschullehrer wurde in der Befragung (54% der Erwähnungen) nicht nur auf einen Mangel an intellektuellen Fähigkeit, abstraktem und schöpferischem Denken zurückgeführt, sondern auch darauf, dass der Beruf des Hochschullehrers dem Wesen der Frau widerspreche (36% Nennungen), da es Frauen an der hierfür nötigen physischen Kraft, Autorität und Ausdauer mangle. Zum überwiegenden Teil wurde die geringe Zahl der Professorinnen den Frauen

<sup>49</sup> *Wanda von Baeyer*, Die Frau in der Wissenschaft (Anm. 46), S. 223.

<sup>50</sup> *Hampe*, Frauen im akademischen Lehramt (Anm. 43), S. 57f.

<sup>51</sup> Auch bei Anger war der Ausgangspunkt die Erklärungsbedürftigkeit der «extreme(n) Seltenheit weiblicher Professoren und Dozenten im Lehrkörper der westdeutschen Universitäten» (S. 451) und der im Vergleich mit den meisten westeuropäischen Ländern geringe Prozentsatz weiblicher Universitätslehrer, der selbst in Frankreich und Grossbritannien noch mindestens doppelt so hoch liege, von den Ostblockstaaten ganz zu schweigen, vgl. *Hans Anger*, Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960, S. 451; siehe insbesondere das Kapitel «Universität und Frau: Die Frau als Studentin – Die Frau als Dozentin», S. 451–502. Anger befragte zwischen dem WS 1953/54 und WS 1954/55 138 Professoren und Dozenten der Universitäten Bonn, Frankfurt, Heidelberg und Kiel, d.h. ca. 14% des damaligen Lehrpersonals an westdeutschen Universitäten.

<sup>52</sup> Ebd., S. 489.

selbst zugeschrieben, knapp 20% sahen aber in der Universität und Gesellschaft die Hauptursache.

In der Befragung Angers schälte sich heraus, dass neben intellektuell-schöpferischen Fähigkeiten weitere soziale, physische und performative, männlich kodierte Kriterien für die Ausübung des Hochschullehrerberufs als massgeblich erachtet wurden und in den Berufungsverfahren eine Rolle spielten: dazu zählten Autorität, Gewicht der Persönlichkeit, Stimmstärke und physische Robustheit. Häufig wurde die Ansicht vertreten, dass der Hochschullehrerberuf prinzipiell geschlechtsgebunden sei, da zu «einem Hochschullehrer die ganze Fülle der männlichen Begabung gehört». Nicht nur Geistigkeit sei ein Privileg der Männer, sondern auch die Überzeugungskraft einer vortragenden Frau sei nicht so gross und es läge ihr nicht, erwachsene Männer zu unterrichten. Ein anderer Kollege erklärte gar das öffentliche Halten von Vorlesungen zum sekundären Geschlechtsmerkmal: «Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Sie kann nicht öffentlich auf dem Katheder auftreten»<sup>53</sup>. Gute Leistungen wurden bei den Frauen auf Fleiss, Bemühen und elitäre Auswahl, bei Männern auf ihre grundsätzlichen Fähigkeiten zurückgeführt. Gleichzeitig wurde einer Konkretisierung der Leistungsbestimmung aber ausgewichen.

Es gab jedoch auch eine Minderheitsfraktion unter den Hochschullehrern, die die geringe Zahl der Hochschullehrerinnen im «Männerregiment» und dem «Männerbund» in der Universität begründet sahen. Diese duldeten keine Frauen über sich oder in gehobenen Positionen. Durch den Berufungsmodus, die Sturheit vieler Professoren und die zu geringe Stellenzahl werde «ein Riesenkapital» verschwendet<sup>54</sup>. Frauen würden keine «Offerten» gemacht, und ohne diese könne man «gleich einpacken»<sup>55</sup>. Hans Anger kommt zu dem ernüchternden Befund, dass, «ein präformiertes, von der Erfahrung fast unabhängiges und z.T. sogar durch konträre Erfahrungen nicht korrigiertes Bild von der (typischerweise negativ gesehenen) Beziehung des weiblichen Geschlechts zur Wissenschaft... die Haltung des Lehrkörpers zum Thema «Universität und Frau» oft entscheidend bestimmt»<sup>56</sup>.

In der Studie von Hans Anger wurden auch drei Hochschullehrerinnen befragt. Eine Professorin verweigerte die Aussage auf die Frage nach den Gründen für die geringe Professorinnenzahl. Eine zweite führte den geringen Frauenanteil auf das «Wesen der Frau» und eine geringere Neigung zum abstrakten Denken, aber auch auf die Berufungsverfahren, in denen immer nur die Ordinarien und «alten Herren» das Sagen hätten, zurück. Diese kämen

<sup>53</sup> Ebd., S. 481.

<sup>54</sup> Ebd., S. 485.

<sup>55</sup> Ebd., S. 485.

<sup>56</sup> Ebd., S. 502.

gar nicht auf die Idee, eine Frau zu berufen: «Sie schauen die Liste ihrer Kollegen durch. Es fällt ihnen gar nicht ein, überhaupt an die Möglichkeit zu denken, eine Frau zu berufen. Eine Berufung von draußen, etwa durch die Regierung, wäre anders»<sup>57</sup>. Eine dritte Professorin führte die «Feindschaft der Männer» und die Behinderungen durch den Nationalsozialismus als Gründe an. Die Soziologin Margherita von Brentano analysierte 1963 die Aussagen der in der Studien befragten Professorinnen und leitete daraus drei Typen ab: Es gab einmal den *no-comment-Typ*, d.h. Professorinnen, die eher eine konservative Haltung vertraten und Fragen nach der Gleichberechtigung oder der Erfahrung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb umgingen<sup>58</sup>. Ein zweiter Typus von Professorin argumentierte wie die grosse Mehrheit der männlichen Kollegen und übernahm die Stereotype der herrschenden männlichen Gruppe gegenüber Frauen, nahm sich selbst aber davon aus. Ein dritter Typus, von Brentano als *outsoken* bezeichnet, beschrieb offen Diskriminierungserfahrungen, die Ungleichbehandlung und die Härten auf dem Weg zur Professur. Auch eine andere zeitgenössische Befragung von Wissenschaftlerinnen ergab, dass etwa die Hälfte die Frage nach persönlicher Behinderung oder Benachteiligung in der Universitätslaufbahn verneinte. Dies erklärt sich vermutlich durch die Anpassung an die vorherrschenden Normen und Sichtweisen der männliche geprägten *academic community* sowie die Negierung von Diskriminierungserfahrungen, um eine erneute Beschämung zu vermeiden<sup>59</sup>.

### **III. Hausberufung als systemimmanente Notwendigkeit bis zum Ende der 1970er Jahre und *take-off* ab Ende der 1990er Jahre: die Berufung von Professorinnen an der Universität Freiburg**

Es gibt bisher keine systematische Längsschnittuntersuchung über die Entwicklung des Professorinnenanteils und der Karrierechancen der Privatdozentinnen von 1945 bis heute<sup>60</sup>. Dies liegt auch am statistischen Material, denn

<sup>57</sup> Ebd., S. 487.

<sup>58</sup> *Margherita von Brentano*, Die Situation der Frau und das Bild «Der Frau» an der Universität, in: Universität und Universalität. Universitätstage 1963, hg. von der FU Berlin, Berlin 1963, S. 73–93, hier: S. 86; siehe auch zusammenfassend *Verena Türck*, Die Situation von Frauen an der Universität um 1960 im Spiegel von Umfragen unter Universitätsprofessoren und -professorinnen, in: Richter, Wissenschaft als weiblicher Beruf? (Anm. 8), S. 49–53.

<sup>59</sup> *Peter Schindler*, Die Stellung der Dozentin an wissenschaftlichen Hochschulen. Ergebnisse einer Umfrage, in: DUZ. Das unabhängige Hochschulmagazin 11 (1962), S. 11ff., zitiert nach *Türck*, Situation von Frauen (Anm. 58), S. 52.

<sup>60</sup> Als Längsschnittstudie bis 1945 (allerdings eher konzentriert auf Studentinnen) siehe *Ilse Costas* und *Bettina Roß*, Dokumentation des Forschungsprojektes Kontinuität und

erst seit 1972 wird die Personalstruktur der Hochschulen jährlich erfasst<sup>61</sup> und erst seit 1980 weist die Hochschulstatistik ihre Daten geschlechtsspezifisch aus<sup>62</sup>. Letzteres ging auf den politischen Druck der Frauenbewegung zurück und ist ein Indiz dafür, dass erst seit den 1980er Jahren die Unterrepräsentanz von Frauen im Hochschullehrerberuf in einer breiteren politischen Öffentlichkeit und der Hochschulpolitik als Problem tatsächlich wahrgenommen wurde. Die zuvor durchgeführten statistischen Studien wurden von weiblichen Interessenverbänden, wie z.B. dem Deutschen Akademikerinnenbund (DAB) in Auftrag gegeben. Die 1961 vom DAB an den Wissenschaftsrat gesendete Denkschrift blieb folgenlos<sup>63</sup>. So sparte auch der Wissenschaftsrat, obwohl er zu Beginn der 1960er Jahre eine beträchtliche Erweiterung des Lehrkörpers an Hochschulen vorschlug, das Thema weiblicher Lehrkräfte und Professoren aus<sup>64</sup>. Erst mit den 1980er Jahren wurde das Problem der Unterrepräsentanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb systematischer angegangen und allmählich auch von den Wissenschaftsorganisationen

Diskontinuität in der geschlechtlichen Normierung von Studienfächern, wissenschaftlichen Arbeitsgebieten und Karrieren in den Professionen. Internetversion, Göttingen 2002, online unter: <http://www.data-quest.de/pionierinnen/doku/DokuPionierin.pdf> (Stand vom 22.3.2010). Als knapper Überblick bis Ende der 1970er Jahre siehe *Schlüter*, Nachkriegsprofessorinnen (Anm. 34); zu ostdeutschen Hochschulen siehe *Anke Burkhardt und Ruth Heidi Stein*, Frauen an ostdeutschen Hochschulen vor und nach der Wende, in: Kleinau/Opitz, Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung 2 (Anm. 34), S. 497–516; zu westdeutschen Universitäten *Martina Treiber*, «Es könnten ein paar mehr sein...» Frauen an der Universität von den 1970er Jahren bis 2008, in: Richter, Wissenschaft als weiblicher Beruf? (Anm. 8), S. 54–67; zur aktuellen Entwicklung u.a. *Anette Zimmer, Holger Krimmer und Freia Stallmann*, Frauen an Hochschulen: Winners among Losers. Zur Feminisierung der deutschen Universität, in: Beiträge zur Hochschulforschung 28 (2006), S. 30–56; ferner *Wilma Mohr*, Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg 1987.

<sup>61</sup> *Peter Lundgreen*, Das Personal an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland 1953–2005. (Datenhandbuch der deutschen Bildungsgeschichte 10) Göttingen 2009, S. 29. Zahlen zum Personal an Hochschulen liegen für 1953, 1960 und 1966 vor.

<sup>62</sup> *Asta Hampe*, Professorinnen an den Universitäten der BRD 1980–1999 (Neue Impulse. Wissenschaftliche Beiträge und Mitteilungen der Gesellschaft der Deutschen Akademikerinnen. Beiheft 1), Regensburg 2001, S. 1. Die zahlreichen neueren Untersuchungen zur aktuellen Unterrepräsentanz von Professorinnen gehen meist von dem derzeitigen Ist-Stand aus oder reichen, so etwa auch die verfügbaren Daten über die Gleichstellungsstellen der Universitäten, maximal ca. zehn Jahre zurück.

<sup>63</sup> *Johanna Kootz und Marianne Kriszio*, Frauenförderungs- und Gleichstellungsprogramme in der Bundesrepublik Deutschland, in: Kleinau/Opitz, Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung 2 (Anm. 34), S. 465–486, hier: S. 465.

<sup>64</sup> *Schlüter*, Nachkriegsprofessorinnen (Anm. 34), S. 461. So auch der Befund der kritischen Studie von *Wolfgang Nitsch* et al., Hochschule in der Demokratie. Kritische Beiträge zur Erbschaft und Reform der deutschen Universität, Berlin 1965, S. 442.

reflektiert. Die erste Stelle einer Frauenbeauftragten an einer Universität wurde 1985 in Hamburg eingerichtet, bis Ende der 1980er Jahre folgten die meisten anderen Universitäten.

Da die vorliegenden Zahlen uneinheitlich erfasst sind, was sowohl die Statusgruppen, die Hochschularten als auch die Disziplinenzusammenstellungen betrifft<sup>65</sup>, kann im folgenden für die bundesweite Entwicklung im Längsschnitt zwischen 1945 und heute nur ein ganz grober Überblick gegeben werden (vgl. Tabelle 3). 1952 gab es an deutschen Universitäten in den jeweiligen Statusgruppen ca. 0,6% Professorinnen und ca. 3,5% Privatdozentinnen. 1963 lag der Professorinnenanteil (alle Hochschularten, d.h. Universitäten und Technische Hochschulen) bei 0,8%<sup>66</sup>. In den 1970er Jahren steigerte sich mit der Bildungsexpansion, vermutlich aber hauptsächlich durch die zahlreichen Überleitungsverfahren von Ratsstellen in Professuren, der Professorinnenanteil. Er lag 1977 an bundesdeutschen Hochschulen bei 5,5%<sup>67</sup>, stagnierte dann aber mit leicht rückläufiger Tendenz während der 1980er Jahre<sup>68</sup>. Er erhöhte sich erst seit Mitte der 1990er Jahre wieder und wuchs auf ca. 8,2% an, wobei diese Steigerung vermutlich auch auf die seit 1992 in die Statistik einbezogenen ostdeutschen Hochschulen, die einen etwas höheren Professorinnenanteil aufwiesen, zurückzuführen ist. 2000 wurden schliesslich 10,5% erreicht<sup>69</sup>, d.h. der Frauenanteil hatte sich seit Mitte der 1980er Jahre fast verdoppelt. Er wuchs seitdem stetig an und betrug 2008 15%, an den C-4/W-3 Stellen mit Ausstattung allerdings nur etwa 9%, obwohl diese Stellen das Gros der vorhandenen Professuren ausmachen. Die Professorinnenanteile liegen zudem an Universitäten etwas niedriger als an den anderen Hochschularten.

<sup>65</sup> Auch in der seit 1980 geschlechtsspezifisch ausgewiesenen Hochschulstatistik des Statistischen Bundesamts wurden die Erfassungskriterien immer wieder verändert. Seit 1992 wird das Personal nicht mehr nach Hochschularten tabelliert, sondern für Universitäten, Gesamthochschulen, Pädagogische und Theologische Hochschulen zusammengefasst. Die vorliegenden Zahlen für BRD und DDR sind aufgrund der anderen Personalkategorien und Hochschultypen nur bedingt vergleichbar. Nach der Wende 1989 erfolgte nochmals eine Umstellung der Statistik, so dass für die BRD die Zahlen ab 1990 wieder anders erfasst wurden. Die Zahlen der ostdeutschen Universitäten fanden erst 1992 Eingang in die BRD-Hochschulstatistik, vgl. *Hampe*, Professorinnen (Anm. 62), S. 7–12.

<sup>66</sup> Zahlen nach *Treiber*, Frauen an der Universität (Anm. 60), S. 55. Für die Universitäten wird für 1960 ein Prozentsatz von lediglich 0,6% angegeben. Zahlen nach *Hampe*, Professorinnen (Anm. 62), Tabelle 1, S. 28: demnach waren von 2906 planmässigen Professuren an allen Hochschulen 18 mit Frauen besetzt; unter den habilitierten Nichtordinarien (Privatdozenten) stellen Frauen 3,5% (129 von 3673).

<sup>67</sup> *Lundgreen*, Personal an den Hochschulen (Anm. 61), Tabelle 351, S. 205. Zahlen für alle Hochschulen, d.h. wissenschaftliche Hochschulen und Fachhochschulen.

<sup>68</sup> *Zimme/Krimmer/Stallmann*, Frauen an Hochschulen (Anm. 60), Tabelle 2, S. 35. Zahlen für die Universitäten nach *Hampe*, Professorinnen (Anm. 62), Tabelle 1, S. 15.

<sup>69</sup> *Zimmer/Krimmer/Stallmann*, Frauen an Hochschulen (Anm. 60), Tabelle 2, S. 35.

**Tabelle 3:**

*Anteil der Professorinnen an bundesdeutschen Hochschulen und an der Universität Freiburg (1960–2005)*

Jahr	Professoren Hochschule ges.	Professorinnen		Anteil C-4	Professorinnen Uni Freiburg		Anteil C-4	
1960	2'840	17	0,6%	0,06%				
1963			0,8%					
1977	25'523	1'414	5,5%					
1980			5,3%	2,5%				
1983	28'732	1'515	5,3%					
1985			5,1%	2,3%				
1989	27'240	1'408	5,2%					
1995	24'955	2'044	8,2%	4,8%				
1997					17	5,8%	9	4,6%
2000			10,5%	7,1%	23	7,6%	11	5,5%
2001			11,2%	7,7%	23	8,2%	10	5,4%
2002			11,9%	8,0%	28	10,1%	11	6,1%
2003			12,8%	8,6%	29	10,3%	13	7,1%
2004			13,6%	9,2%	30	10,6%	13	7,0%
2005	37'204	4'751	14,3%	9,7%	31	11,1%	13	7,5%

Quelle: *Lundgreen*, Tab. 3.51, S. 205, Zahlen Hochschulen, 1960, 1963, 1977, 1983, 1989, 1995; *Zimmer et al.*, Tab. 2, S. 35, Zahlen 2000–2005.

Universität Freiburg. Frauenanteile in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn 1997–2005.

Diese Entwicklung soll nun am Beispiel der Universität Freiburg, einer renommierten Traditionsuniversität, konkreter nachvollzogen werden, da die nationalen, aggregierten Zahlen aussagekräftige Unterschiede zwischen Standorten, Hochschularten und Disziplinen verwischen. Die Ergebnisse sind hier ernüchternd und zeigen, dass die Berufungsentwicklung an den verschiedenen Universitäten unterschiedlich verlief. Auch bestätigen sich die Befunde der neueren Forschung, dass sich insbesondere Traditionsuniversitäten länger und intensiver gegen die Berufung von Frauen verschlossen<sup>70</sup> und diese an neugegründeten Universitäten bessere Chancen hatten.

Als erste wurde in Freiburg 1956 die Chemikerin Elfriede Husemann (1919–1974) auf eine planmäßige ausserordentliche Professur berufen, die 1962 zum Ordinariat angehoben wurde. Die Assistentin des Freiburger

<sup>70</sup> So auch die Befunde von *Costas/Roß*, Kontinuität und Diskontinuität (Anm. 60), S. 146.



Nobelpreisträgers Staudinger wurde 1942 in Freiburg «nur unter großen Bedenken der Fakultät» zur Dozentin ernannt<sup>71</sup>. Sie hatte zunächst eine Assistentenstelle, seit 1950 eine Diätendozentur inne. Nachdem sie 1955 einen Ruf nach Jena erhalten hatte, wurde 1956 das von der Fakultät schon lange beantragte Extraordinariat für makromolekulare Chemie mit ihr besetzt<sup>72</sup>. Dass sie damit die erste planmässige Professorin an der Universität Freiburg war, wurde von der inneruniversitären Öffentlichkeit, schliesst man von den Senatsprotokollen oder dem Jahresbericht des Rektors, nicht wahrgenommen.

1961 wurde in Freiburg als zweite Professorin die Psychologin Hildegard Hiltmann (1919–2004) berufen. Auch sie war in Freiburg habilitiert worden (1951) und hatte eine Diätendozentur inne. Sie erhielt 1957 ihre Ernennung zum apl. Professor, nachdem sie einen Ruf auf eine Professur an die Fachhochschule Osnabrück abgelehnt hatte<sup>73</sup>. Die Fakultät führte als Begründung für die Titelverleihung an, dass sie «als akademische Persönlichkeit hinsichtlich Lehr- und Forschungstätigkeit voll ausgewiesen und imstande» sei, einen Lehrstuhl zu versehen, zumal sie bereits auch von einem Berliner Professor «bei der Gelegenheit eines zu schaffenden Extraordinariats für Tiefenpsychologie» in Vorschlag gebracht worden sei. Die national und international insbesondere in ihrem Spezialgebiet der Entwicklung psychodiagnostischer Tests bekannte Psychologin erhielt dann schliesslich 1961 das neugeschaffene Extraordinariat für Angewandte Psychologie.

Die beiden ersten Freiburger Professorinnen waren somit, so könnte man sagen, doppelt bewährt und sie kamen vermutlich auch nur deshalb überhaupt auf die Stellen: sie hatten beide in Freiburg habilitiert, waren seit mehreren Jahren als Diätendozentinnen fest in die Lehre eingebunden und die Fakultätsmitglieder kannten sie gut. Elfriede Husemann hatte mit dem Nobelpreisträger Hermann Staudinger zudem einen einflussreichen Mentor und die Fakultät darüber hinaus Interesse, dass sie seine Forschungen fortsetzte, auch

<sup>71</sup> Das Zitat stammt aus einem Brief des Rektors Helmut Engler vom 21.12.1973 an Elfriede Husemann anlässlich ihres 65. Geburtstages: «Amüsiert habe ich gesehen, dass die alte Naturwissenschaftlich-Mathematische Fakultät sich im Jahre 1942 nur unter grossen Bedenken dazu verstehen konnte, die Ernennung einer Frau zur Dozentin vorzuschlagen. Gottlob können wir diese doch recht gespenstisch anmutenden Äusserungen heute von der heiteren Seite betrachten. Um niemanden unrecht zu tun, muss ich freilich auch die Möglichkeit offenlassen, dass die Fakultät ihre Bemerkungen zum Problem «Frau als Hochschullehrerin» nur machte, um denkbare Widerstände des Ministeriums zu überwinden.» UA Freiburg, B 24/1517.

<sup>72</sup> UA Freiburg, BA 24/1517. Brief des Dekans der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät vom 5.3.1955.

<sup>73</sup> UA Freiburg, BA 24/1366, Bl. 65f. Antrag der Philosophischen Fakultät auf Ernennung von Frl. Dr. Hiltmann zum apl., 11.2.1957.

weil man befürchtete, dass sich die Industrie sonst mit Fördermitteln zurückziehe. Beide Wissenschaftlerinnen hatten schliesslich Rufe nach auswärts abgelehnt, was ihre Berufung an der Hausuniversität beschleunigte bzw. erst ermöglichte.

Auch an anderen Universitäten konnten die ersten Professorinnen ganz überwiegend nur als Hausberufungen auf planmässige Stellen gelangen. Nach den Berechnungen von Jürgen Schmude erhielten von den zwischen 1945 und 1970 ernannten Professorinnen (planmässige und ausserplanmässige) ca. 77% ihre Ernennung am Habilitationsort<sup>74</sup>. Er kam daher zu dem Ergebnis: «Offensichtlich ist die Chance für eine Professur für Frauen dort am größten, wo ihre Qualifikation am besten eingeschätzt werden kann: am Habilitationsort»<sup>75</sup>. Dies änderte sich zunächst auch nicht, nachdem seit den 1970er Jahren Professuren nun öffentlich ausgeschrieben werden mussten<sup>76</sup>. Unter den an der Universität Heidelberg in den Jahren 1970 bis 1983 ernannten Professorinnen, 40 an der Zahl, wurden nur 3, d.h. 7,5%, von auswärts berufen<sup>77</sup>.

Analysiert man den weiteren Verlauf der Berufung von Professorinnen an die Universität Freiburg, so zeigt sich, dass nach den ersten Professorinnen Elfriede Husemann (1956) und Hildegard Hiltmann (1961) bis Mitte der 1970er Jahre lediglich zwei weitere Professorinnen – wieder übrigens Hausberufungen – auf Stellen kamen<sup>78</sup>. 1978 stellt eine Zäsur dar, da in diesem Jahr acht planmässige Professorinnen ernannt wurden, so

<sup>74</sup> *Jürgen Schmude*, Frauen an deutschen Hochschulen. Eine Untersuchung über weibliche Habilitierte und Professorinnen, in: Beiträge zur Hochschulforschung 10 (1988), S. 67–93, hier: S. 70.

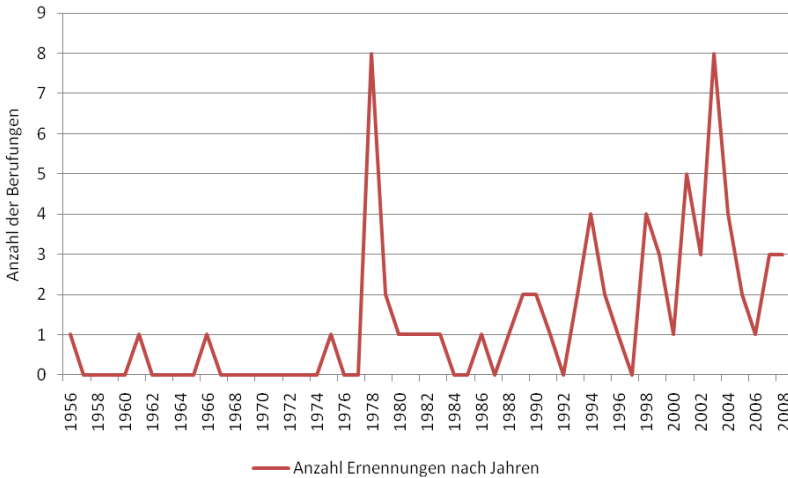
<sup>75</sup> *Schmude*, Frauen an deutschen Hochschulen (Anm. 74), S. 80.

<sup>76</sup> Im Zuge der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes (HRG) 1976 und der Verrechtlichung des Hochschulwesens wurde erstmals auch die öffentliche Ausschreibung von Professuren verfügt (siehe §§44 und 45 HRG, in denen festgeschrieben wurde, dass im Unterschied zur früheren Praxis alle Professorenstellen ohne Ausnahme öffentlich auszuschreiben seien, selbst wenn es einen klaren Konsens geben sollte, wen man auf die Stelle berufen will). Hausberufungen waren generell unerwünscht und Mitglieder der eigenen Hochschule sollten «nur in begründeten Ausnahmefällen» berufen werden können. Siehe auch *Marianne Krizio*, Mechanismen akademischer Selbstrekrutierung – zu den Spielregeln von Berufungsverfahren, in: hochschule ost. Beiträge zu Hochschule & Wissenschaft 3 (1994), S. 9–27, hier: S. 10f.

<sup>77</sup> Das Problem der von Schmude erhobenen Zahlen besteht darin, dass nicht zwischen planmässigen und ausserplanmässigen Professorinnen unterschieden wird.

<sup>78</sup> Es handelte sich um Johanne Autenrieth (Lateinische Philologie, 1966) und Otilie Wilmans (Geobotanik, 1975). Die folgenden Zahlen nach einer aus den Vorlesungsverzeichnissen zusammengestellten Datenbank zu den weiblichen Privatdozenten und Professoren der Universität Freiburg (1950–2008). Die Vorlesungsverzeichnisse enthalten Ernennungs- bzw. Habilitationsdatum. Ich danke Kerstin Lohr für die Hilfe bei der Auszählung der Vorlesungsverzeichnisse.

viel wie seitdem und bis heute nie wieder in einem Jahr (vgl. Abb.1). Dieser Sprung kam jedoch nur durch die Umwandlung von sechs akademischen Ratsstellen in ausserordentliche Professuren zustande, d.h. auch hier handelte es sich um Hausberufungen, da diese vormaligen Rätinnen alle in Freiburg habilitiert hatten. Ohne diese Umwandlung der Ratsstellen wären auch in den 1970er Jahren, d.h. in den Zeiten eines massiven Stellenausbaus, nur drei Frauen und damit auch kaum mehr als in den 1960er Jahren berufen worden. Auch die Vorgabe, dass vakante Professuren öffentlich auszuschreiben waren, verbesserte die schlechten Karrierechancen der Privatdozentinnen in den 1970er Jahren noch nicht.



**Abbildung 1:**

*Berufungen von Professorinnen an die Universität Freiburg (1956–2008)*

Quelle: Auszählung Freiburger Vorlesungsverzeichnisse 1956–2008.

1978 stellt aber auch deshalb eine Zäsur dar, weil nun in Freiburg erstmals eine Wissenschaftlerin «von außen» berufen wurde: Die Medizinerin Sabine von Kleist erhielt ein Ordinariat in Immunbiologie, das, neu eingerichtet, seit 1974 vakant und 1977 zum zweiten Mal ausgeschrieben worden war. Ob die international renommierte Krebsforscherin, die zuvor 15 Jahre in Frankreich erfolgreich am CNRS geforscht hatte, berufen worden wäre, wenn es sich bei dem Ordinariat nicht um ein noch junges Spezialgebiet, in dem es zu dem Zeitpunkt vermutlich erst wenige Spezialisten gab, gehandelt hätte, muss dahin gestellt bleiben<sup>79</sup>.

<sup>79</sup> Die Berufsakte war aus datenrechtlichen Gründen leider nicht einsehbar. Ein knapper biographischer Aufriss mit Konzentration auf ihre Forschungsschwerpunkte in

Von den insgesamt 15, von 1956 bis einschliesslich 1980 berufenen Professorinnen waren 14, also 93%, Hausberufungen, d.h. die Wissenschaftlerinnen hatte alle in Freiburg habilitiert und erhielten dort die erste planmässige Professur. Die Hausberufung stellte bis zu diesem Zeitpunkt eine strukturelle Notwendigkeit dar, denn ohne diese Möglichkeit wären angesichts der Vorurteile gegenüber Wissenschaftlerinnen, der männlichen Konnotation von Wissenschaft und Hochschullehrerberuf sowie der dadurch bedingten Nichtwahrnehmung von Frauen als potentielle Berufungskandidaten vermutlich noch sehr viel weniger bzw. gar keine Frauen auf eine Professur gekommen.

Überblickt man die weitere Entwicklung der Berufungen in Freiburg, so zeigt sich in den 1980er Jahren mit sechs Berufungen im Jahrzehnt erstmals eine stetige Zunahme der Erstberufungen von Professorinnen, lässt man die in den späten 1970er Jahren umgewandelten Ratsstellen beiseite (vgl. Abb.1). Diese erste, noch sehr langsame Zunahme des Professorinnenanteils ist auch in Freiburg partiell auf den politischen Druck der Frauenbewegung zurückzuführen. Seit Anfang der 1980er Jahre gab es eine Gruppe «Wissenschaftlerinnen an der Universität Freiburg»<sup>80</sup>, die vornehmlich aus Mittelbaufrauen

*Sabine von Kleist*, Krebsforschung und Krebsforschungsförderung: meine Erfahrungen in Frankreich und Deutschland, in: Freiburger Universitätsblätter 171 (2006) [Erzählte Erfahrung VI], S. 9–25: Sabine von Kleist versties, wie sie in ihrem autobiographischen Bericht darlegte, bei ihrer Berufung gegen wichtige Grundregeln, auch weil sie aus Frankreich eine andere akademische Kultur kannte. So nahm sie den Ruf sogleich und ohne grosse Verhandlungen an, was dazu führte, dass der damalige Kanzler Siburg, wenn sie ins Rektoramt kam, rief: «da kommt das billige Mädchen...» (S. 19). Mit Hilfe des Kanzlers, durch hartnäckiges Einarbeiten in Verwaltung und Rechnungslegung sowie durch erfolgreiche Drittmittelinwerbung gelang es ihr schliesslich, sich eine Grundausrüstung ihres Instituts zu verschaffen. Auch war es, so Sabine von Kleist, «in der Tat... das erste Mal, daß eine Frau in der Medizinischen Fakultät als gleichberechtigtes Mitglied auftauchte, das war gewöhnungsbedürftig. Es war für mich eine Überraschung, daß man in Deutschland die Frauen immer noch sehr gerne im zweiten Glied sah...» (S. 20). Sie hatte sich in Frankreich am Forschungsinstitut nie benachteiligt gefühlt, auch war dort selbstverständlich gewesen, dass sie nach der Geburt ihrer beiden Töchter weiterarbeitete, während sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland mit der «merkwürdigen Einstellung» konfrontiert wurde, dass «eine Frau eine Rabenmutter sein muß, wenn sie nicht ihren Beruf aufgibt» (S. 19). In der Freiburger Reihe «Erzählte Erfahrung», die autobiographische Berichte Freiburger Professoren dokumentiert, war sie 2006 «wieder mal als erste Frau dieser Universität» zur Rückschau eingeladen. Sie empfand dies als Ehre und wollte gleichzeitig davor fliehen, ähnlich wie bei anderen, an sie herangetragenen Aufforderungen: «Für mich war es immer das gleiche: Erschrecken vor der Größe der Aufgabe, Zweifel, ob man ihr gewachsen sei und die bange Frage nach der Akzeptanz in jener bis dahin nur von Männern geführten Welt» (S. 9).

<sup>80</sup> Zur Frauenbewegung an der Universität Freiburg siehe *Ute Scherb*, «Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen». Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis zur Gegenwart, Königstein 2002, S. 288–306,

bestand und sich mit den «eher patriarchalisch-traditionalistischen Strukturen der Freiburger Universität»<sup>81</sup>, den Erfahrungen in der Universität sowie mit Frauen- und Geschlechterforschung auseinandersetzte. Die Initiative dazu ging u.a. von Angelika Wetterer aus, die 1983 auch eine Befragung von Freiburger Wissenschaftlerinnen durchgeführt hatte<sup>82</sup>. Sie zeigte, dass die intrinsische wissenschaftliche Motivation der befragten Dozentinnen sehr hoch und eine wissenschaftliche Tätigkeit der heimliche Wunsch war, als Berufsperspektive aber auch noch zu diesem Zeitpunkt nur sehr zögerlich ins Auge gefasst wurde. «Ein Lebensentwurf mit dem Ziel, ich werde Professorin, völlig undenkbar», so eine Freiburger Professorin der älteren Generation<sup>83</sup>. Doch auch die jüngeren Wissenschaftlerinnen konnten dieses Ziel nicht offen formulieren. Dies geschah auch aus der pragmatischen Erkenntnis heraus, da Berufungen von Frauen bislang äusserst selten vorkamen und die Wissenschaftlerinnen sich daher am Machbaren orientierten<sup>84</sup>. Die Karriere oder das Stellenangebot habe sich so ergeben, sei Glück oder Zufall gewesen, so die

hier: S. 294. Treibende Kraft des Netzwerkes war die Germanistin Gisela Schönthal, die auch versuchte, Frauenforschung an der Universität zu institutionalisieren und eine «Professur für Frauenfragen» zu schaffen; aus dieser Initiative ging letztlich der heutige, im Jahr 2000 eingerichtete Studiengang Gender Studies hervor.

- <sup>81</sup> *Elisabeth Cheauré*, Gender Studies an der Universität Freiburg: Geschichte eines Balanceaktes zwischen Etablierung und Wissenschaftskritik, in: 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Bd. 3: Von der badischen Landesuniversität zur Hochschule des 21. Jahrhunderts, hg. von Bernd Martin, Freiburg 2007, S. 723–739, hier: S. 727: Die Wissenschaftlerinnengruppe bot, so Cheauré, «eine kaum überzubewertende Möglichkeit, sich neben den fachlichen Diskussionen auch über die Forschungs- und Lehrsituation auszutauschen».
- <sup>82</sup> Die Ergebnisse der als Lehrforschung in einem Seminar durchgeführten Befragung gingen in mehrere Aufsatzpublikationen sowie in den Bericht der Senatskommission ein, vgl. *Uwe Koch*, Zur Situation von Wissenschaftlerinnen an der Universität Freiburg und Empfehlungen zur Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile. Bericht der Senatskommission. Unveröffentlichtes Manuskript, Freiburg 1987.
- <sup>83</sup> *Angelika Wetterer*, «Man marschiert als Frau auf Neuland» – Über den schwierigen Weg der Frauen in die Wissenschaft, in: *Frauensituation. Veränderungen in den letzten 20 Jahren*, hg. von Uta Gerhardt und Yvonne Schütze, Frankfurt am Main 1988, S. 273–291, hier: S. 277: Es sei von Anfang an selbstverständlich gewesen, dass «der Assistent ein Kriegsteilnehmer war, der die Hochschullehrerlaufbahn anstrebte. Das war überhaupt nicht zu diskutieren...», das war glockenklar und man hätte auch nie darüber geredet».
- <sup>84</sup> *Wetterer*, Man marschiert als Frau auf Neuland (Anm. 83), S. 278. Zu überlegen ist, ob diese Einschätzung der Wissenschaftlerinnen nicht in doppelter Hinsicht realistisch waren, da die Aussichten, in eine Professur einzurücken ja auch für männliche Privatdozenten seit dem 19. Jahrhundert teilweise sehr unsicher waren. Zu fragen wäre, ob männliche Nachwuchswissenschaftler dies stärker verdrängten und den Erfolg primär eigenen Fähigkeiten zuschrieben und die strukturellen und kontingenten Faktoren stärker überblendeten als ihre weiblichen Kolleginnen.

Selbstdarstellung, während männliche Wissenschaftler eher die strategische und zielstrebige Planung sowie die Bedeutung der erbrachten Leistung für die Karriere betonten<sup>85</sup>. Es zeigte sich, dass die Wissenschaftlerinnen in der Mehrzahl zwar für sich selber keine offensichtlichen Diskriminierungserfahrungen ausmachten, aber eine Fremdheitserfahrung in der Wissenschaft zum Ausdruck brachten, die sich nicht auf die Tätigkeit an sich, sondern das Berufsfeld und seine Spielregeln, d.h. die Strukturen, in denen Wissenschaft an der Universität ausgeübt wurde, bezog<sup>86</sup>.

Nach dem langsamen Anstieg der Professorinnenzahl in den 1980er Jahren vollzog sich der eigentliche Durchbruch und *take off* der Professorinnen in Freiburg erst ab Ende der 1990er Jahre (vgl. Abb. 1). So wurden zwischen 1998 und 2003 20 Professorinnen ernannt; d.h. in diesen sechs Jahren um den Jahrtausendwechsel wurden fast genauso viele Professorinnen berufen wie in den fast 50 Jahren zuvor seit der Ernennung von Elfriede Husemann zur ersten Freiburger Professorin. Bis Ende der 1990er Jahre gehörte Freiburg zu den Universitäten mit einem besonders geringen Frauenanteil. 1997 waren in Freiburg lediglich 5,8% der Professuren mit Frauen besetzt – bundesweit waren diese bereits zwischen 8–10%. Bis 2003 erhöhte sich der Professorinnenanteil in Freiburg auf 10,3%, bis 2007 schliesslich auf 13,4%<sup>87</sup>.

Die Hochzahl an Berufungen in den Jahren um 2000 ist vermutlich auf den politischen Druck und die forcierte Gleichstellungspolitik seit den 1990er

<sup>85</sup> Vermutlich sind diese Wahrnehmungen geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Selbstdarstellungs- und Selbstwahrnehmungspraxen geschuldet, denn die Wissenschaftlerinnen hatte ja ebenfalls beachtliche Leistungen erbracht und grosse Anstrengungen unternommen, um wissenschaftlich tätig sein zu können, vgl. *Wetterer*, Man marschiert als Frau auf Neuland (Anm. 83), S. 287. Das «es hat sich so ergeben» war vermutlich eine Möglichkeit, die Differenz zwischen Karriere und Weiblichkeit zu überbrücken, denn die Wissenschaftlerinnen wiesen das auch von ihnen reproduzierte Zerrbild der männeridentifizierten Karrierefrau weit von sich: «Karrierefrau, schrecklicher Gedanke», so eine Freiburger Professorin, vgl. *Angelika Wetterer*, Macchiavelli mit weiblichem Charme? Über einige Widersprüche in der Situation und im Selbstverständnis von Wissenschaftlerinnen, in: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 9 (1986), S. 5–27, hier: S. 15.

<sup>86</sup> *Wetterer*, Man marschiert als Frau auf Neuland (Anm. 83), S. 282. Diese Fremdheitserfahrung wird auch von männlichen Hochschullehrern aus der unteren Mittelschicht als oft ähnlich schwieriger sozialer Integrationsprozess beschrieben, der aber irgendwann abgeschlossen war, während bei weiblichen Hochschullehrern Probleme des Akkulturationsprozesses die gesamte berufliche Laufbahn durchziehen, ebd., S. 289. Siehe auch *Dagmar Schulz*, «Das Geschlecht läuft immer mit»: die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren, Pfaffenweiler 1991.

<sup>87</sup> Zu den Frauenanteilen in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn an der Universität Freiburg siehe Statistik-Übersichten für den Gleichstellungsplan, online unter: <http://www.verwaltung.uni-freiburg.de/statdaten/> (Stand vom 8.4.2010).

Jahren zurückzuführen. Auch waren nun die Frauenanteile an allen Qualifikationsstufen sichtbar angestiegen. Freiburg hatte seit Anfang 1988 eine Frauenbeauftragte und eine Senatsfrauenkommission<sup>88</sup>. Dies ging, neben dem Druck von innen, auf die Landes- und Bundespolitik zurück. Eine Empfehlung des baden-württembergischen Wissenschaftsministeriums sowie das bereits 1985 vom Bundestag verabschiedete Hochschulrahmengesetz bestimmte, dass «die Hochschulen... bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf die Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile» hinwirken sollten (§2,2). Neben diesen letztlich durch die Neue Frauenbewegung vorangetriebenen, gesetzlichen Vorgaben war der sich im deutschen Universitätsbetrieb nun nachhaltiger anbahnende Einstellungswandel auf die forcierte Veränderung der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft sowie sicher auch auf den Generationenwechsel und die in den Jahren um 2000 etwas erhöhte Zahl an freiwerdenden Stellen zurückzuführen, da nun die in der Expansionsphase der 1970er Jahre berufenen Professoren pensioniert wurden. Vor allem in Fächern, in denen es bisher noch keine Professorin gab, zeigte sich seit Mitte der 1990er Jahre eine günstige Gelegenheitsstruktur für weibliche Berufungen, da die jeweiligen Fächer und Fakultäten hier zunehmend unter politischen Druck gerieten.

Diese signifikante Zunahme der Professorinnen seit Ende der 1990er Jahre ging interessanterweise mit einer Verschärfung der schon bekannten geschlechtsspezifischen Statusunterschiede auf den Professorenstellen einher. Der Professorinnenanteil auf den C-4 Stellen wuchs deutlich langsamer als auf den C-3 Stellen an (vgl. Tabelle 3): Waren 1997 von den 17 Freiburger Professorinnen noch 9 (53%) Ordinarien, waren dies 2004 von den nun 30 Professorinnen nur 13 (43%). In der Gruppe der männlichen Professoren waren dagegen 2004 68% Ordinarien, nur 32% hatten eine C-3 Stelle, in der Gruppe der Professorinnen waren dies aber 57%<sup>89</sup>. Frauen wurden bevorzugt auf die rangniedrigeren Professuren berufen. Unter den C-3 Professoren, die mit etwa einem Drittel die kleinere Zahl der Stellen ausmachen, betrug der Frauenanteil 2004 17,4%, unter den Ordinarien (ca. 2/3tel der Stellen) lediglich 7%<sup>90</sup>. Dass sich mit dem *take-off* der Professorinnen die Frauenanteile zwar

<sup>88</sup> Zur Einrichtung der Stelle einer Frauenbeauftragten in Freiburg 1988 und zur Freiburger Gleichstellungspolitik sowie zur Frauenbewegung an der Universität siehe *Scherb*, Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität (Anm. 80), S. 297–304; *Margot Poppenhusen*, Viel bewegt – nichts verrückt? 20 Jahre Frauenbewegung in Freiburg 1972–1992, Freiburg 1992, S. 45–56.

<sup>89</sup> An der Universität Freiburg hatten 2004 von den männlichen Professoren 172 eine C-4 und 81 eine C-3-Stelle inne, unter den weiblichen Professoren hatten 13 eine C-4 Stelle und 17 eine C-3 Stelle.

<sup>90</sup> Universität Freiburg. Frauenanteile in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn. Wissenschaftlicher Dienst 1997–2007, online unter: <http://www.verwaltung.uni-freiburg.de/statdaten/> (Stand vom 8.4.2010). Zuverlässige Aussagen zu den

deutlich gesteigert, die geschlechtsspezifischen Statusunterschiede auf der Professorebene aber vergrössert haben, deutet auf zweierlei hin: Zwar sind einerseits Professorinnen mittlerweile relativ selbstverständlich geworden, andererseits werden aber an einer Traditionsuniversität wie Freiburg auf die renommierten und gut ausgestatteten, d.h. die mit grossem symbolischen wie materiellen Kapital versehenen Stellen, nach wie vor männliche Kandidaten bevorzugt berufen.

Seit Mitte der 2000er Jahre ist die Berufungsquote für Frauen in Freiburg wieder rückläufig. Häufig wurde, wie andernorts auch, nur einer oder zwei Frauen die Tür geöffnet, meist auf den weniger prestigeträchtigen C-3 Stellen oder in eher als randständig angesehenen Feldern der jeweiligen Disziplinen. Nach wie vor gibt es in Freiburg immer noch Disziplinen – und zwar nicht nur in den Natur- oder technischen Wissenschaften –, die noch nie eine planmässige Professorin hatten, so beispielsweise die Wirtschaftswissenschaften oder auch die Romanistik, ein ausgewiesenes «Frauenfach» mit einem Studentinnenanteil von ca. 82%<sup>91</sup>. Auch in Geschichte, einem etwa gleichteilig von Männern wie Frauen studierten Fach, wurde die erste Professorin in Freiburg erst 1994 berufen, das sieht in diesem Fach an anderen Traditionsuniversitäten trotz einzelner Vorläuferinnen in den 1960er und 1970er Jahren, nicht viel anders aus<sup>92</sup>.

In Freiburg kamen in den 1950er und 1960er Jahren Naturwissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftlerinnen als erste auf Professuren, seit den 1970er Jahren folgten die Medizinerinnen, seit den 1980ern kamen die Juristinnen hinzu (vgl. Tabelle 4). Der unterschiedliche Professorinnenanteil in den Disziplinen spiegelt die geschlechtsspezifische Studienwahl, es zeigen sich allerdings hinsichtlich der Karrierechancen überraschende disziplinäre Unterschiede. Im Zugang zur Hochschullehrerlaufbahn weisen gerade die sogenannten Frauenfächer, wie schon die Studien der 1950er Jahre hervorhoben und auch die neuesten Untersuchungen zeigen – aus komplexen Gründen – die grösste *leaky pipeline*, d.h. den grössten Verlust von Frauen mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Qualifikationsstufen auf. Dies wird vielfach übersehen, ist doch im Vergleich mit anderen Disziplinen der Professorinnenanteil in den Sprach- und Kulturwissenschaften höher und scheinen somit ihre

statusmässigen Unterschieden bei Berufungen sind ab 2005 nicht mehr möglich, da alle freiwerdenden Professuren als W-3 ausgeschrieben und in der Statistik kein Unterschied zwischen W-3 mit Ausstattung (also alte C-4 Stellen) und W-3 ohne (also C-3 entsprechend) gemacht wird.

<sup>91</sup> Durchschnittswert für den Zeitraum 2005–2009 nach <http://www.verwaltung.uni-freiburg.de/statdaten/> (Absolvent/innen Fallzahlen)

<sup>92</sup> *Paletschek*, Historiographie und Geschlecht (Anm. 31), S. 119–124.



Chancen in diesen Fächer besser zu sein<sup>93</sup>, was aber, bei genauerem Hinsehen, nicht der Fall ist. Damit komme ich zum letzten Teil, in dem ich schlaglichtartig die Ergebnisse der neuesten, qualitativen Studien zu Berufung und Geschlecht vorstellen will.

**Tabelle 4:**

*Berufungen von Professorinnen an die Universität Freiburg nach Jahrzehnt und Fakultät (1950–2008)*

Jahre	1950er	1960er	1970er	1980er	1990er	2000–08	1950–2008
Theol.	0	0	0	0	0	1	1
Med.	0	0	5	3	5	11	24
Jur.	0	0	0	2	1	1	4
Nat.wiss.	1	0	2	0	4	6	13
Phil. Fak.	0	2	4	2	9	12	29
pro Dekade	1	2	11	7	19	31	71

Quelle: Auszählung Freiburger Vorlesungsverzeichnisse 1956–2008.

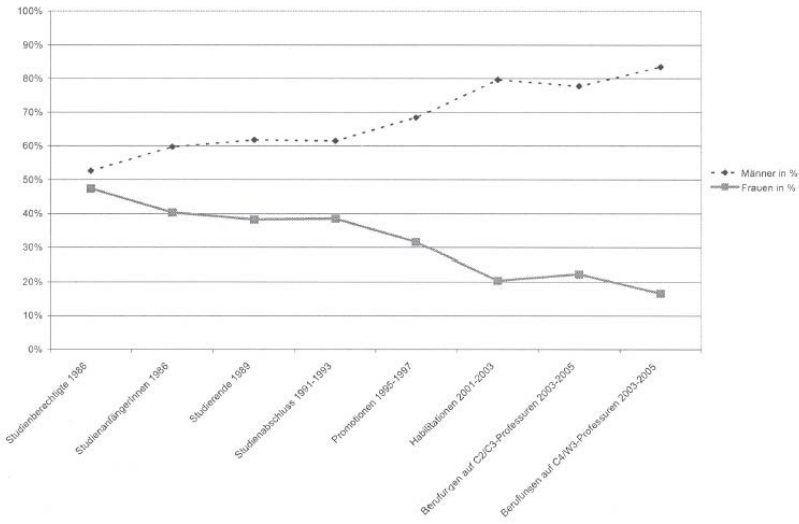
#### **IV. Ergebnisse der neuesten Untersuchungen zu Berufung und Geschlecht**

Mittlerweile liegen fundierte soziologische Untersuchungen zur Berufung bzw. Nichtberufung von Frauen an deutschen Universitäten vor, auch aus aktuellem Anlass, da nach wie vor der Professorinnenanteil im internationalen Vergleich sehr klein und erklärungsbedürftig ist und Karrierebarrieren für Frauen zunehmend als Negativfaktor des Wissenschaftsstandorts Deutschland erkannt werden. Nach den Zahlen der European Commission von 2005 hatte Deutschland bei einem Studentinnenanteil von 47,7% einen Professorinnenanteil von 14,2%, allerdings nur 9% im Rang von C-4/W-3 mit Ausstattung. Der EU-Anteil bei den ranghöchsten Professuren liegt im Durchschnitt bei 15,3% und Deutschland rangiert mit seinen 9% – zusammen mit den Niederlanden, Island sowie noch hinter der Schweiz und Österreich – auf einem der letzten Plätze. Mittlerweile sind in Finnland 21%, in manchen osteuropäischen Ländern gar 25% der ranghöchsten Professorenstellen mit Frauen besetzt, einen ähnlichen Wert um 20% weisen die USA auf. Auch hat Deutschland einen geringeren Doktorandinnenanteil als viele andere EU-Länder<sup>94</sup>.

<sup>93</sup> Leider greift hier auch die Analyse des neuen Datenhandbuchs zu kurz, vgl. *Lundgreen*, Personal an den Hochschulen (Anm. 61), S. 66–69.

<sup>94</sup> *Lind*, Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen (Anm. 9), S. 59.

In den neueren Studien zeigten sich so zunächst nicht erwartete disziplinäre Unterschiede. Je höher der Frauenanteil in einem Fach, desto geringer sind die wissenschaftlichen Aufstiegschancen für Frauen<sup>95</sup>. Nach der retrospektiven Verlaufsanalyse (vgl. Abb. 2 u. 3) waren von den Studienanfängern in den Sprach- und Kulturwissenschaften 1986 71% Frauen, unter den Promovierenden dieser Studienkohorte stellten sie in etwa 40% (Zeitspanne 1995–1997), unter den Habilitierten ca. 35% (Zeitspanne 2001–2003), unter den erstberufenen C-4 Professuren ca. 30% (Zeitspanne 2003–2005)<sup>96</sup>.



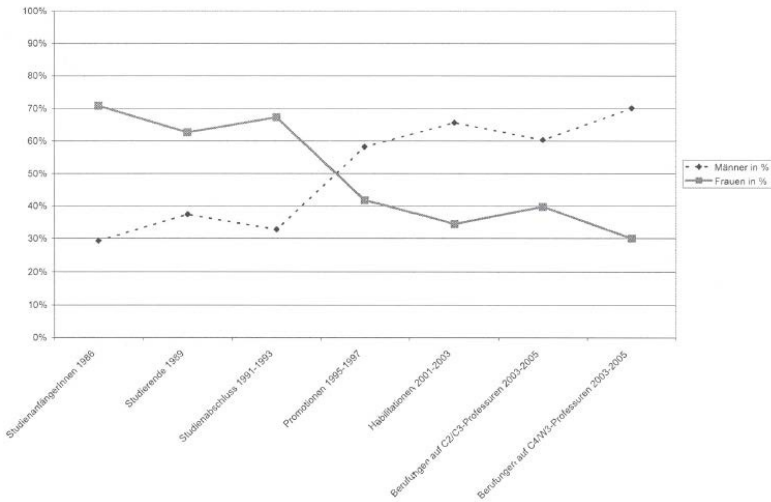
**Abbildung 2:**

*Retrospektive Verlaufsanalyse alle Fächer*

Quelle: Bund-und-Länder-Kommission (BLK): Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung, H. 139/11, S. 17.

<sup>95</sup> Statistisch sinnvoll sind die Karrierechancen von Frauen und Männer nur über eine retrospektive Verlaufsanalyse zu vergleichen. Es wird für die Qualifikationsphase von einer Zeitspanne von ca. 17–20 Jahren zwischen Studienbeginn und Berufung auf eine Professur ausgegangen. Es werden dann z.B. die geschlechtsspezifischen Anteile der Studienanfänger 1986 in Beziehung gesetzt zu den geschlechtsspezifischen Anteilen der Studienabschlüsse der Zeitspanne 1991–1993, den Promotionen 1995–1997, den Habilitationen 2001–2003 und schliesslich den Erstberufungen 2003–2005. Siehe dazu auch Abbildung 2 in *Lind*, Ursachen der Unterrepräsentanz (Anm. 9), S. 63.

<sup>96</sup> Ebd., S. 64.



**Abbildung 3:**

*Retrospektive Verlaufsanalyse Sprach- und Kulturwissenschaften*

Quelle: Bund- und Länder-Kommission (BLK): Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung, H. 139/11, S. 17.

Ähnlich grosse Differenzen zwischen Frauenanteilen unter Studienanfängerinnen und Erstberufungen – ein Rückgang um ca. 30 Prozentpunkte – zeigten sich in der Medizin, in den Agrar-, Ernährungs- und Forstwissenschaften. Dagegen blieb der Frauenanteil in den Ingenieurwissenschaften über den Qualifikationsverlauf hin weitgehend konstant und 11,7% Studienanfängerinnen 1986 standen 11,7% erstberufene Frauen in den Jahren 2003–2005 gegenüber, d.h. es gingen hier mit dem fortschreiten des Karriereverlaufs kaum Frauen «verloren». Diese disziplinären Unterschiede in der Wechselwirkung von Fachkultur und Geschlecht sind bisher wenig zur Kenntnis genommen worden. Es zeigte sich zudem, dass diese geschlechtsspezifischen Unterschiede in den älteren Traditionsuniversitäten stärker ausgeprägt sind.

Die grössere *drop-out*-Quote von Frauen in den Sprach- und Kulturwissenschaften wird auf mehrere Ursachen zurückgeführt: einmal auf epistemische Gründe, d.h. einen grösseren kognitiven Dissens in der Leistungsbestimmung und eine höhere *task uncertainty*. Eine grössere Unschärfe in der Qualitätsbestimmung geisteswissenschaftlicher Forschungen und eine höhere Bedeutung von kulturellem Kapital führt dazu, dass soziale Kriterien – und damit Geschlechtszugehörigkeit oder soziale Herkunft – bei den Geisteswissenschaften stärker in die Leistungszuschreibung und

-wahrnehmung einfließen<sup>97</sup>. Hinzu kommt vermutlich, dass in den Sprach- und Kulturwissenschaften der hohe Frauenanteil und eine Feminisierung der Disziplin von den Männern als verschärfte Konkurrenzsituation und als drohende Abwertung wahrgenommen werden. Die Konkurrenz ist zudem insgesamt grösser, da ausserhalb der Universität weniger attraktive Stellen zur Verfügung stehen als z.B. in Naturwissenschaft und Technik.

Viele populäre Erklärungsmodelle suchen die Gründe für die Unterrepräsentanz von Professorinnen eher ausserhalb der Universitäten, bei der Gesellschaft oder den Frauen, d.h. in der Bildungsbeteiligung, im Studienverhalten oder in der Vereinbarung von Familie und Beruf. Gerade letzteres Argument wurde häufig als zentrale Ursache für den Ausstieg aus der wissenschaftlichen Karriere angesehen. Es hat sich aber in den neuesten Untersuchungen herausgestellt, dass eine unreflektierte Gleichsetzung der Vereinbarungsproblematik mit der Unterrepräsentanz von Frauen jeglicher Grundlage entbehrt. Es gibt hinsichtlich des Karriereweges kaum Unterschiede zwischen Müttern und kinderlosen Frauen in der Wissenschaft, d.h. Kinder wirken sich weder auf die Karriereentwicklung noch auf die Publikationszahl aus<sup>98</sup>. Klar ist aber auch, dass die Vereinbarkeit beider Lebensbereiche eine enorme Belastung mit sich bringt und die Auswertungen von einem hochselektiven *survival sample* stammen. Immer noch deutlich mehr Professorinnen als Professoren sind kinderlos<sup>99</sup>, wengleich kinderlose Frauen in der Wissenschaft nicht in gleicher Weise Karriere machen wie Männer<sup>100</sup>. Untersuchungen zu

<sup>97</sup> In den Natur- und Technikwissenschaften besteht ein grösserer Konsens bezüglich der relevanten Fragestellungen und Verfahren der Wissensproduktion als in den Geistes- und Kulturwissenschaften. Mit einer grösseren *task uncertainty* wächst auch der Raum für das Einfließen von askriptiven, sozialen Merkmalen (wie z.B. Geschlecht oder Herkunft) in die Leistungsbewertungen. In den Geisteswissenschaften spielt kulturelles Kapital für den wissenschaftlichen Erfolg eine grössere Rolle als in den Natur- und Exakten sowie den Technischen Wissenschaften, in denen Selbstinszenierung, Sprachgewandtheit, soziales Auftreten etc. weniger relevant sind. Sowohl die soziale Herkunft wie die Geschlechtszugehörigkeit ist hier weniger bedeutungsvoll für die Auswahlpraktiken und Leistungsbeurteilungen. Siehe *Julia Regula Leemann*, Chancenungleichheiten beim Übergang in eine wissenschaftliche Laufbahn, in: Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften 24 (2002), S. 197–222, hier: S. 201ff.

<sup>98</sup> *Julia Regula Leemann*, Chancenungleichheiten im Wissenschaftssystem. Wie Geschlecht und soziale Herkunft Karrieren beeinflussen, Zürich 2002, S. 166; *Inken Lind*, Evaluation des Lise Meitner-Habilitationsprogramms, in: Erfolg und Wirksamkeit von Gleichstellungsmaßnahmen an Hochschulen, hg. von Andrea Löther, Bielefeld 2004, S. 122–147.

<sup>99</sup> *Holger Krimmer* und *Annette Zimmer*, Karrierewege von Professorinnen an Hochschulen in Deutschland, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21 (2003), S. 18–33.

<sup>100</sup> *Jutta Allmendinger*, *Stefan Fuchs* und *Janina von Stebut*, Should I stay or should I go? Mentoring, Verankerung und Verbleib in der Wissenschaft. Empirische Ergebnisse

den Naturwissenschaften Ende der 1990er Jahre haben gezeigt, dass Frauen auch keine geringere Publikationsrate als Männer aufweisen, vielmehr korreliert die Publikationsrate mit dem wissenschaftlichen Status; innerhalb der gleichen Statusgruppen zeigen sich keine geschlechtsspezifischen Unterschiede<sup>101</sup>.

Nach den neuesten Untersuchungen liegen die Gründe für die Unterrepräsentanz von Frauen auf Professuren nicht ausserhalb von Wissenschaft und Universität, sondern sind «wesentlich *innerhalb* der Wissenschaftsstrukturen begründet»<sup>102</sup>. Zwar sind auch individuelle Aspekte im Karriereverhalten von Frauen hinderlich, jedoch wirken «strukturelle Barrieren insgesamt stärker geschlechtsspezifisch differenzkonstruierend... als individuelle Faktoren.» Zu diesen im folgenden genauer betrachteten strukturellen Barrieren gehören auch die Berufungsverfahren.

Zunächst hat die informelle, an den Lehrstuhlinhaber gebundene, spezifisch deutsche Form der Nachwuchsrekrutierung negative Auswirkungen auf die Rekrutierung von Frauen. Frauen werden von Professoren seltener zu einer akademischen Karriere ermuntert, seltener in dieser bestätigt, was durch die informelle Stellenvergabepraxis der Assistenturen noch akzentuiert wird. Nach der subjektiven Einschätzung der Hochschullehrer ist die Förderung von Frauen risikobehafteter, sie bekommen daher seltener Assistentenstellen. Wissenschaftlerinnen qualifizieren sich auf Stellen mit geringerem Status und sind schlechter in informelle Netzwerke eingebunden; sie profitieren umgekehrt stärker von Ausschreibungen und formalisierten Zugängen zu Qualifikationsstellen. Zweitens wirken sich die vorherrschende homosoziale Kooptationen und gleichgeschlechtliche Förderbeziehungen nachteilig für Frauen aus, da weniger Professorinnen auch weniger wissenschaftliche Förderbeziehungen aufbauen können. Zudem unterliegen drittens, wie etwa Sandra Beaufays und Beate Kraus zeigen konnten, Leistungszuschreibungen und die Definition von wissenschaftlicher Exzellenz sozialen und

einer Studie zu Karriereverläufen von Frauen und Männern in Instituten der Max-Planck-Gesellschaft, in: *Karriere von Akademikerinnen. Bedeutung des Mentoring als Instrument der Nachwuchsförderung*, hg. von Julie Page und Regula Julia Leemann, Bern 2000, S. 33–48.

<sup>101</sup> *María Bordons et al.*, One Step further in the Production of Bibliometrics Indicator at the Micro Level: Differences by Gender and Professional Category of Scientists, in: *Scientometrics* 57 (2003), S. 159–173. Der Eindruck, dass Männer mehr publizieren als Frauen, obwohl sich bei den naturwissenschaftlichen Publikationen auf der gleichen Stausebene im Durchschnitt keine geschlechtsspezifischen Unterschiede zeigen, entsteht vermutlich dadurch, dass es unter den männlichen Wissenschaftlern eine kleine Gruppe gibt, die sehr viel publiziert, es aber weniger Frauen gibt, die ganz extensiv publizieren.

<sup>102</sup> *Lind*, Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen (Anm. 9), S. 68.

vergeschlechtlichten Zuschreibungsprozessen<sup>103</sup>. Männlichen Nachwuchswissenschaftlern wird ein grösserer Vertrauensvorschuss entgegengebracht und eine grössere Verfügbarkeit und Leistung unterstellt; der Genieverdacht ist männlich kodiert. Diese Mechanismen der geschlechtsspezifischen Leistungszuschreibung greifen insbesondere in Berufungsverfahren. Viertens: Wissenschaftlerinnen erhalten weniger Wertschätzung, Anerkennung, Bestätigung und Respekt, was sie auch weniger zum Ergreifen einer wissenschaftlichen Karriere ermuntert.

An individuellen Ursachen werden festgehalten<sup>104</sup>: Erstens eine weniger offensive und selbstbewusste Selbstdarstellung, da Wissenschaftlerinnen weniger Zeit in karriererelevante Tätigkeiten, in reputationsfördernde Vorträge oder Publikationen investieren. Zweitens zeigen sie eine geringere Bereitschaft, zu einem frühen Zeitpunkt ein eindeutiges Karriereziel – z.B. Professur – zu formulieren und eine bewusste Karriereplanung zu verfolgen. Drittens: Wissenschaftlerinnen weisen eine gleich grosse Berufsmotivation auf wie ihre männlichen Kollegen, allerdings zeigt sich als subtiler Unterschied, dass sie stärker an den Inhalten, Männer etwas stärker an Position und Status orientiert sind. Eine weniger positionsorientierte Karriereplanung von Frauen und ein flacherer Karriereverlauf sind die Folge. Viertens: Während selbst jüngere Wissenschaftler häufiger mit statusniedrigeren oder beruflich weniger engagierten Partnerinnen zusammen leben, die sich überwiegend um Haushalt und Kindererziehung kümmern, leben erfolgreiche Wissenschaftlerinnen meist allein oder in einer relativ gleichberechtigten Beziehung mit einem statusgleichen oder statushöheren Partner, in der sie aber doch noch mehr Verantwortung für den häuslichen Bereich übernehmen. Insgesamt kommt bei Wissenschaftlerinnen der *work-live balance* eine grössere Bedeutung zu.

Die Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft kann also nur durch ein komplexes Ursachenbündel erklärt werden. Dass aber wissenschaftsinterne Ursachen stärker wirken als individuelle Faktoren auf Seiten der Frauen, bestätigen auch neuere Untersuchungen zum Verhältnis von Berufung und Geschlecht. Christine Färber konnte zeigen, dass «Intransparenz und Unübersichtlichkeit, männerdominierte Auswahlkriterien und Bewertungssysteme informelle Netzwerke stärken, die Frauen tendenziell

<sup>103</sup> Beate Kraus und Sandra Beaufays, Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung: Verborgene Mechanismen der Macht, in: Was ist männlich – was ist weiblich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften, hg. von Ulrike Vogel, Bielefeld 2005, S. 135–151; Sandra Beaufays, Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft, Bielefeld 2003.

<sup>104</sup> Lind, Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen (Anm. 9), S. 73–75.

ausschliessen»<sup>105</sup>. Dem steht das Selbstbild der Berufungskommissionen gegenüber, Chancengleichheit zu gewähren. In der qualitativen wie quantitativen Bewertung der Forschungsleistung besteht ein beträchtlicher Interpretationsspielraum, wobei Genialitätsvermutungen eher Männer treffen als Frauen. Als *gatekeeper* in der jeweiligen Fachgemeinschaft fungieren häufig auswärtige Gutachter oder informelle Berater, deren Vernetzungen oft männernominierten Strukturen folgen, in die Frauen schlechter eingebunden sind. Ebenso spielt die «netzwerkgesteuerte Gerüchteküche» eine Rolle. In den Berufungsverfahren kommt zudem der persönlichen Passfähigkeit eine grosse Bedeutung zu. Sie wird, wie Karin Zimmermann gezeigt hat, über einen als Leistung interpretierten fachspezifischen Habitus hergestellt, in dem persönliche Merkmale und das Privatleben der Bewerberinnen und Bewerber eine Rolle spielen<sup>106</sup>. Frauen werden viel seltener als passfähig wahrgenommen als Männer. Gerade die informelle Ausgestaltung der Berufungsverfahren in Deutschland scheint sich dabei im internationalen Vergleich als besonders nachteilig zu erweisen für Personen, die nach hegemonialen Kriterien nicht passfähig sind.

In Berufungsverfahren wirkt sich aus, dass die Zuschreibung von wissenschaftlicher Exzellenz einem *gender bias* unterliegt und eine soziale Konstruktion ist, bei der nichtwissenschaftliche Faktoren ins Spiel kommen. So zeigten schwedische Untersuchungen zur Vergabepraxis von Forschungsstipendien, dass die Qualität des Antrags zwar ein wichtiger Faktor war, die Verbindung zu einem der Mitglieder des Evaluierungskomitees und das Geschlecht aber eine wichtige Rolle spielten<sup>107</sup>. Exzellenz wird meist auf einem sehr abstrakten Level bestimmt, also Forscher müssen innovativ, produktiv sein etc. Diese Zuschreibungskriterien bieten einen breiten Interpretationsspielraum in den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen, werden sie nicht konkretisiert und reflektiert. Nach Knorr-Cetina sind Ähnlichkeiten, d.h. gemeinsame Orientierungen und Forschungsstile, ein bestimmender Faktor in

<sup>105</sup> *Christine Färber und Ulrike Spangenberg*, Wie werden Professuren besetzt? Chancengleichheit in Berufungsverfahren, Frankfurt a. M. 2008, S. 9; *Christine Färber*, Mehr Offenheit, weniger Passfähigkeit: Chancengleichheit in geisteswissenschaftlichen Berufungsverfahren, in: What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, hg. von Elisabeth Lack und Christoph Marksches, Frankfurt a. M. 2008, S. 153–172.

<sup>106</sup> *Karin Zimmermann*, Spiele mit der Macht in der Wissenschaft. Passfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen, Berlin 2000.

<sup>107</sup> *Margo Brouns*, The Making of Excellence – Gender Bias in Academia, in: Exzellenz in Wissenschaft und Forschung – Neue Wege in der Gleichstellungspolitik, hg. vom Wissenschaftsrat, Köln 2007, S. 23–41, hier: S. 25f.; *Christine Wemmeras* und *Agnes Wold*, Nepotism and Sexism in Peer-Review, in: *Nature* 22 (1997), S. 341–343.

der jeweiligen Epistemologie der Wissenschaftskulturen<sup>108</sup>. Geschlecht ist ein wichtiger Faktor in der Zuschreibung von Leistung und Exzellenz, die stereotyp eher bei Männern vermutet wird, während soziale Fähigkeiten Frauen zugesprochen werden<sup>109</sup>. Visibilität und die Zuschreibung von wissenschaftlicher Leistung ist nicht nur von der Qualität der Forschungen, sondern auch vom Zugang zu Machtpositionen und Netzwerken abhängig. Frauen riskieren hier wegen dieses fehlenden sozialen Kapitals auch eine geringere Sichtbarkeit und Anerkennung ihrer Leistungen. Es gibt nicht nur, wie Merton gezeigt hat, den Mathew-Effekt – d.h. den Trend, wissenschaftliche Erkenntnisse bekannten Forschern zuzuschreiben, sondern nach Margret Rossiter auch den Mathilda-Effekt: die Leistung von Frauen wird entweder Männern zugeschrieben, minimiert oder unterbewertet<sup>110</sup>.

Für eine veränderte, geschlechtssensiblere Berufungspraxis heisst das, dass als gegeben hingenommene akademische Traditionen explizit gemacht und reflektiert sowie Auswahlkriterien möglichst transparent gemacht werden sollten. Nicht nur Grundlagenforschung, auch Wissenschaftstransfer und soziale Leistungen sollten wahrgenommen werden, neben internationalen sollten auch lokale und nationale soziale Akteure in die Verfahren einbezogen werden. Dies trägt vielleicht auch dazu bei, die kulturelle Distanz, die Frauen in der Wissenschaft erfahren, zu minimieren und die Universität weniger hierarchisch zu machen<sup>111</sup>.

## V. Fazit

Ich will zum Schluss die Ergebnisse bündeln, die für mich am überraschendsten waren:

1. Neu war für mich die Erkenntnis, dass selbst in den 1950er Jahren schon ein genügend grosses Reservoir an Privatdozentinnen vorhanden gewesen wäre, um den Professorinnenanteil signifikant zu erhöhen. Die zu geringe Zahl der Habilitandinnen – ein Argument, das in den 1980er und 1990er Jahren immer noch angeführt wurde – war nicht der Hauptgrund für den im internationalen Vergleich niedrigen Professorinnenanteil an deutschen Universitäten. Der geringe Zahl an Professorinnen an deutschen Universitäten wurde

<sup>108</sup> Karin Knorr-Cetina, *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*, Frankfurt am Main 2002.

<sup>109</sup> Brouns, *The Making of Excellence* (Anm. 106), S. 35.

<sup>110</sup> Margret Rossiter, *The Mathilda Effect in Science*, in: *Social Studies of Science* 23 (1993), S. 325–341; Robert K. Merton, *The Matthew Effect in Science*, in: *Science* 1968, S. 56–63.

<sup>111</sup> Brouns, *The Making of Excellence* (Anm. 106), S. 41.



bereits in den 1950er Jahren konstatiert, aber erst durch die gesellschaftlichen Veränderungen und den politischen Druck der Neuen Frauenbewegung seit den 1980er Jahren allmählich in einer grösseren Öffentlichkeit und nun auch in den Wissenschaftsorganisationen als Problem erkannt und partiell angegangen. Weibliche Habilitierte hatten bis Ende der 1990er Jahre eklatant schlechtere Berufungschancen als ihre männlichen Kollegen, auch weil aufgrund vergeschlechtlichter Zuschreibungsprozesse von Exzellenz und der schlechteren Einbindung in Netzwerke ihre wissenschaftlichen Leistungen nicht adäquat wahrgenommen und sichtbar wurden. Die männliche Imprägnierung des Hochschullehrerberufs blieb bis in die 1980er Jahre weitgehend unhinterfragt bestehen und beeinflusste die Leistungszuschreibung in den Berufungsverfahren. Erst seit dem Ende der 1990er Jahren verbesserten sich die Chancen von Privatdozentinnen bei Berufungen nachhaltig. Zwar zeigt sich immer noch die *leaky pipeline*, der Anteil der Frauen, der sich nach dem akademischen Abschluss für eine akademische Karriere entscheidet, für Promotion und Habilitation entscheidet, liegt immer noch deutlich unter dem der Männer. Doch entsprach in den letzten Jahren (vgl. Abb. 2) der Frauenanteil an Habilitierten nahezu dem der erstberufenen Professorinnen, d.h. die Berufungschancen der Frauen verbesserten sich deutlich, allerdings mit dem feinen, aber gewichtigen Unterschied, dass Frauen bevorzugt auf die rangniedrigen Professuren berufen wurden und sich die geschlechtsspezifische Hierarchie innerhalb der Professorenschaft verschärfte. In den Berufungsverfahren zeigt sich bis heute die lange Prägekräft der männlichen Genievermutung und damit der grosse Einfluss sozialer Kriterien in die wissenschaftliche Leistungszuschreibung. Dieser führt dazu, dass von der Passfähigkeit abweichende Leistungen nicht wahrgenommen werden und sich in der Qualitätsbestimmung der *mainstream* und die mächtigen *gatekeeper* im Fach meist unhinterfragt durchsetzen.

2. Als wichtiges Ergebnis der Längsschnittstudie zur Universität Freiburg zeigte sich, dass die Hausberufungen bis Ende der 1970er Jahre quasi unabdingbar und die einzige Möglichkeit waren, wie Frauen überhaupt eine Professur erhielten. Die negative Konnotation, die die Hausberufung bei vielen bis heute hat, ist mit Blick auf die Berufung von Frauen absolut ungerechtfertigt und relativiert sich vermutlich auch sonst, stellte sie vielleicht auch für Männer mit abweichenden Karrieren oder abweichendem Sozialprofil die einzige Chance dar, in die Universität hineinzukommen. Ohne strukturelle Korrektive, seien es nun eher zufällige, nichtintendierte wie die Hausberufungen der ersten Professorinnen bis Ende der 1970er Jahre, oder intendierte wie Gleichstellungspläne, Förderprogramme und Zielvorgaben seit den 1990er Jahren, wären Frauen angesichts der traditionellen Beharrungskraft der Universitätssysteme noch viel langsamer oder in bestimmten Phasen gar nicht auf Professorenstellen gekommen.

3. Der Blick auf die Berufungen von Frauen und die Interaktion von Geschlecht und Leistungszuschreibung verweist auf die immense Bedeutung sozialer Faktoren in der Professorenrekrutierung der modernen deutschen Forschungsuniversität. Aus der spezifisch deutschen Lehrkörperstruktur und der Nachwuchsrekrutierung erwachsen im 19. und 20. Jahrhundert hohe Barrieren gegenüber Aussenseiter/innen und nichthegemonial Passfähigen. Bereits im 19. Jahrhundert zeigten sich in der Professorenrekrutierung charakteristische Leistungsverzerrungen hinsichtlich sozialer Herkunft und Konfession, die zudem in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich ausgeprägt waren; so hatten Angehörige der unteren Mittelschichten und der Unterschicht generell schon aufgrund der materiellen Voraussetzungen kaum Zugangschancen zur Professur. Jüdische Privatdozenten hatten aufgrund antisemitischer Vorbehalte kaum Berufungschancen, gleiches galt, angesichts der protestantischen Dominanz, für Katholiken in den Sprach- und Kulturwissenschaften. Während Konfession als Ungleichheitsfaktor in der Professorenrekrutierung vermutlich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schon deutlich weniger und seit den 1970er Jahren vermutlich kaum mehr eine Rolle spielte, blieb die soziale Herkunft als Ungleichheitsfaktor zwar bestehen, schwächte sich aber ab und erwies sich, wie empirische Untersuchungen zeigten, in der Interaktion mit Geschlecht als weniger entscheidend<sup>112</sup>. Geschlecht erscheint damit im Verlauf des 20. Jahrhunderts und am Anfang des 21. Jahrhunderts im Universitätsbetrieb – noch vor der sozialen Schichtzugehörigkeit und nachdem sich seit den 1970er Jahren auch der Konfessionsfaktor allmählich erledigt hatte – als hartnäckigste Kategorie sozialer Ungleichheit. Daneben gibt es vermutlich weitere Faktoren sozialer Ungleichheit, die sich auch in den Zugangschancen zur Hochschullehrerlaufbahn auswirken, die jedoch bisher noch nicht oder erst langsam wahrgenommen werden – so etwa Migrationshintergrund oder körperliche Behinderungen.

4. Die heute immer wieder diskutierte Quotenregel, d.h. die Festlegung eines verbindlich zu erreichenden Frauenanteils auf den jeweiligen wissenschaftlichen Karrierestufen oder in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung, ist historisch gesehen prinzipiell nichts Neues. Seit dem späten 19. Jahrhundert wurden für bestimmte Personengruppen – so etwa für katholische Privatdozenten oder den wissenschaftlichen Nachwuchs aus

<sup>112</sup> Auch heute sind Nachkommen aus bildungsfernen sozialen Schichten im wissenschaftlichen Rekrutierungsprozess benachteiligt, jedoch ist hinsichtlich Geschlecht zu differenzieren, wie eine empirische Studie zur Schweiz zeigt. So konnten in erster Linie männliche Hochschulabsolventen beim Einschlagen einer Hochschullaufbahn vom höheren Bildungskapital der Eltern profitieren, weibliche konnten dieses kulturelle Herkunftskapital nicht umsetzen, vgl. *Leemann*, *Chancenungleichheiten beim Übergang* (Anm. 96), S. 214.

den Reihen der Landeskinder –, Korrektive und die bevorzugte Berücksichtigung bei der Berufung auf Professorenstellen gefordert, um die für sie aus strukturellen Gründen bestehenden Benachteiligungen und die daraus resultierenden Leistungsverzerrungen auszugleichen. Diese aus Politik und Gesellschaft kommenden Forderungen wurden an den Universitäten äusserst kritisch aufgenommen, konterkarierten sie doch die *illusio* des akademischen Feldes und dessen Überzeugung von der meritokratischen Rekrutierung und der rationalen Qualitätsbestimmung. Dies gilt auch heute noch. So beantworteten die Frage «Braucht die Wissenschaft eine Frauenquote?» sechs von acht Präsidenten bzw. Vorsitzenden der führenden Wissenschaftsorganisationen mit Nein<sup>113</sup>. Sie plädierten aber nachdrücklich für andere Formen der Frauenförderung und Gleichstellungspolitik<sup>114</sup>. Lediglich zwei Repräsentanten, plädierten für eine Quote, da sich trotz Beteuerungen wenig bewegt habe und die freiwillige Selbstverpflichtung nicht erfolgreich gewesen sei<sup>115</sup>.

Eine leistungsfähigere und sozial- wie geschlechtergerechtere Berufungspraxis macht es nötig, dass als gegeben hingenommene akademische Traditionen

<sup>113</sup> Befragt wurden Ernst-Ludwig Winnacker (Generalsekretär Europäischer Forschungsrat, Brüssel), Matthias Kleiner (Präsident DFG), Peter Gruss (Präsident Max-Planck-Gesellschaft), Margret Wintermantel (Präsidentin HRK), Bernhard Kempen (Präsident des Deutschen Hochschulverbandes), Peter Strohschneider (Vorsitzender Wissenschaftsrat), Jürgen Mlynek (Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft) und Ernst Th. Rietschel (Präsident der Leibniz-Gemeinschaft). Braucht die Wissenschaft eine Frauenquote? Wissenschaftsorganisationen antworten, in: *Forschung & Lehre* 15 (2008), S. 368–370.

<sup>114</sup> Frauen würden zu Quotenfrauen oder Alibiprofessorinnen abgestempelt, so etwa Margret Wintermantel, Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz oder Matthias Kleiner, Präsident der DFG. Äusserungen wie «exzellente Wissenschaft beruht auf Leistung und nicht Geschlecht» und die Ansicht, dass in der Unvereinbarkeit von Familie und wissenschaftlicher Karriere die Hauptursache der Unterrepräsentanz von Professorinnen zu finden sei – so Bernhard Kempen, Präsident des Hochschulverbandes – zeigen, wie wenig die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Untersuchung zu Leistungszuschreibung und (geschlechtsspezifischer) Konstruktion von Exzellenz tatsächlich in der Hochschul- und Wissenschaftspolitik angekommen sind. Ähnlich auch Peter Gruss, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, München: «Spitzenforschung definiert sich also primär durch ausgewiesene wissenschaftliche Exzellenz und nicht durch das Geschlecht» (ebd., S. 369).

<sup>115</sup> So Jürgen Mlynek als Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft sowie Ernst Th. Rietschel, Präsident der Leibniz-Gemeinschaft. Die Quote sollte sich am Anteil potentieller Kandidatinnen (d.h. am Privatdozentinnenanteil) orientieren (Mlynek), bzw. eine Quote auf Zeit sein, so Rietschel, bis genügend Frauen in Führungspositionen etabliert seien, eigene Netzwerke geknüpft hätten und in einer Gesamtnetzwerkstruktur der Disziplin integriert seien. Die Stellenvergabe solle immer noch nach Leistung als erstem Indikator und unabhängig vom Geschlecht erfolgen (ebd., S. 370).

und Auswahlkriterien explizit gemacht und reflektiert werden. Wissenschaft und Qualitätszuschreibungen sind auch soziale Veranstaltungen und Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte können hier in ihrer kritischen Funktion dazu beitragen, sie als solche sichtbar zu machen.

